

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Herausgeber: Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Band: 189 (2010)

Artikel: "Die Holbeinstrasse, das ist das Europa, das ich liebe." : Achtzehn biographische Miniaturen aus dem Basel des 20. Jahrhunderts
Autor: Blubacher, Thomas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006793>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Thomas Blubacher

«Die Holbeinstrasse,
das ist das Europa,
das ich liebe.»

Achtzehn biographische Miniaturen
aus dem Basel des 20. Jahrhunderts



Thomas Blubacher

«Die Holbeinstrasse,
das ist das Europa,
das ich liebe.»

Achtzehn biographische Miniaturen
aus dem Basel des 20. Jahrhunderts

189. Neujahrsblatt
Herausgegeben von der Gesellschaft
für das Gute und Gemeinnützige Basel

Schwabe Verlag Basel

© 2010 Schwabe AG, Verlag, Basel
Lektorat: Reto Zingg, Schwabe
Umschlaggestaltung: Thomas Lutz, Schwabe
Abbildung auf dem Umschlag: Harald Kreuzberg, Tänzer und Choreograph, (l.),
Vladimir Horowitz, Pianist, (m.) und Ramón Novarro, Filmschauspieler, (r.)
1928 an der Holbeinstrasse 69, Basel, vor dem Haus von Alice und Christoph Bernoulli.
Gesamtherstellung: Schwabe AG, Druckerei, MuttENZ/Basel
Printed in Switzerland
ISBN 978-3-7965-2703-6

www.schwabe.ch

Inhalt

Grusswort der Präsidentin	7
Lore Berger (17.12.1921 Basel – 14.8.1943 Basel) Grellingerstrasse 29 / Thiersteinerrain 124	9
Bertolt Brecht (10.2.1898 Augsburg – 14.8.1956 Berlin) Theaterstrasse 1 (Stadttheater)	15
Adolf Busch (8.8.1891 Siegen – 9.6.1952 Guilford) St. Alban-Vorstadt 96 («Zur Zosse») / Schnitterweg 50, Riehen / Baselstrasse 34, Riehen («Wettsteinhaus»)	23
Eva-Maria Duhan (12.10.1918 Wien – 15.3.2009 Basel) Steinengraben 34 / St. Alban-Vorstadt 92 / St. Jakobs-Strasse 10	29
Alexander Moritz Frey (29.3.1881 München – 24.1.1957 Basel) Oberwilerstrasse 90	37
Gustaf Gründgens (22.12.1899 Düsseldorf – 7.10.1963 Manila) Holbeinstrasse 69	43
René Guggenheim (26.7.1913 Basel – 26.7.1954 Ibiza) Thiersteinerallee 44 / Aeschengraben 16	53
Wilhelm Herzog (12.1.1884 Berlin – 18.4.1960 München) Steinengraben 51 / Austrasse 15 / Luftgässlein 1 / Schönbeinstrasse 15	59
Hermann Kesten (28.1.1900 Podwołoczyska – 3.5.1996 Riehen) Im tiefen Boden 25 / Inzlinger Strasse 235, Riehen («La Charmille»)	65
Thomas Mann (6.6.1875 Lübeck – 12.8.1955 Zürich) Blumenrain 8–10 (Hotel «Drei Könige»)	71
Theo Meier (31.3.1908 Basel – 19.6.1982 Bern) Spalenvorstadt 7 / Aeschenvorstadt 32 («Zum Drachen»)	79
Eleonora von Mendelssohn (12.1.1900 Berlin – 24.1.1951 New York) Holbeinstrasse 69	87

Hannes Meyer (18.11.1889 Basel – 19.7.1954 Crocifisso di Savosa / Lugano) Gellertstrasse 22 / Grenzacherstrasse 32	97
Kurt Schwitters (20.6.1887 Hannover – 8.1.1948 Ambleside) Steinenvorstadt 9 / Fringelistrasse 16	105
Thea Sternheim (25.11.1883 Neuss – 5.7.1971 Basel) Thannerstrasse 35	111
Charles Ferdinand Vaucher (19.1.1902 Basel – 28.2.1972 Herrliberg) Arnold Böcklin-Strasse 48 / Tüllingerstrasse 62	117
Oskar Wälterlin (30.8.1895 Basel – 4.4.1961 Hamburg) Jurastrasse 67	123
Lisa Wenger (23.1.1858 Bern – 17.10.1941 Carona) Austrasse 27 / Kaufhausgasse 3 / Bättwilerstrasse 8 / Klingental 13 («Bichtigerhus»)	131
 Anhang	
Abbildungsnachweis	137
Personenregister	138

Grusswort der Präsidentin

In Weimar befindet sich das Schiller-Haus, viele Londoner Häuser haben Schilder mit den Lebensdaten berühmter Engländer, Florenzbesucher betrachten das Dante-Haus – sind wir als Touristen unterwegs, möchten wir gerne wissen, wer in den Häusern, an denen wir vorbeigehen, gewohnt hat. Menschen und ihre Wohnorte gehören irgendwie zusammen. Interessiert es Sie, wer vor Ihnen in Ihrem Haus, Ihrer Wohnung gewohnt hat? Auch wenn diese Menschen keine sichtbaren Spuren hinterlassen haben? Die in diesem Buch beschriebenen Persönlichkeiten haben das architektonische Bild Basels wenig verändert, aber vielleicht ändert unsere Kenntnis ihrer Existenz etwas an unserem Bild dieser Stadt. Wenn wir erfahren, warum bestimmte Menschen hierher gekommen sind, warum sie geblieben sind, oder warum hier Geborene es in Basel nicht ausgehalten haben, lernen wir nicht nur unsere Stadt besser kennen, wir erfahren vielleicht auch etwas über uns selbst. Warum sind wir hier, warum bleiben wir hier? Und was macht diese Stadt zu unserer Heimat?

Thomas Blubacher ist achtzehn interessanten Persönlichkeiten nachgegangen, die zumindest einen Teil ihres Lebens hier in Basel verbrachten. Die Spanne reicht zeitlich von Lisa Wenger, 1858 geboren, bis zu 2009, dem Todesjahr der bekannten Schauspielerin Eva-Maria Duhan. Geographisch führt unsere imaginäre Reise von Polen, dem Geburtsland Hermann Kestens, bis nach New York, wo Eleonora von Mendelssohn verstarb. Und all diese Geschicke verbindet die Stadt Basel, deren Strassen und Häuser wir nach der Lektüre vielleicht mit etwas anderen Augen betrachten.

Ich wünsche Ihnen einen anregenden Streifzug durch Basels Strassen.

Doris Tranter
Präsidentin der Kommission
zum Neujahrsblatt der GGG



Lore Berger (17.12.1921 Basel – 14.8.1943 Basel)

Grellingerstrasse 29 / Thiersteinerrain 124

«Ich fürchte mich vor beidem, vor dem Leben wie vor dem Tode», bekennt die Ich-Erzählerin Esther im ersten und einzigen Roman der Baslerin Lore Berger. «Für beides bin ich nicht stark genug, für die Unruhe nicht und für die Stille nicht. Und doch ist nach der harten Zeit voll Leid eine furchtbare Gier nach Freude in mir, eine Ungeduld, ein unstillbarer Durst. Es müsste jetzt ein Paradies geben, einen goldenen Tag voll sprudelnd blauer Wasser und weiter sanfter Hügel – ein Land, wo ich mich freuen könnte. Es müsste ein Lied geben, das so schön wäre, dass seine Melodie die Tränen trocknete. Es müsste einen Menschen geben, in dessen Gegenwart man Ausgestandenes vergässe. Oh! Ich möchte immer in jenem Land leben, jenes Lied singen, bei jenem Menschen meine Zeit verbringen. Aber die Tage sind so grau und haben wenig Schönheit zu geben.»¹

Lenore Berger, wie ihr amtlicher Name lautet, wird am 17. Dezember 1921 um fünf Minuten vor Mitternacht in Basel geboren, als erstes Kind des Stenographielehrers Louis F. Berger-Wirz, der an der Kantonalen Handelsschule unterrichtet. Schon mit zehn Tagen muss das Mädchen wegen einer Infektion operiert werden, dann folgen «Krankheit über Krankheit, Arznei über Arznei»². 1928 zieht die Familie, zu der Lores jüngerer Bruder Louis-Edgar gehört, aus dem St. Alban-Quartier in ein Reiheneinfamilienhaus am Thiersteinerrain 124, am Fuss des Basler Bruderholzes gelegen. Lore besucht die Gundeldinger Primarschule und erbringt, unterstützt und kontrolliert durch den anspruchsvollen Vater, schon früh überdurchschnittliche Leistungen. Die Atmosphäre im bildungsbürgerlichen Elternhaus ist von ruhiger Geordnetheit bestimmt, die Mutter gibt Damengesellschaften, der Vater verfasst in seiner Freizeit eine Familienchronik. 1932 tritt Lore Berger ins Basler Mädchen-gymnasium ein, Deutsch, Französisch und Latein werden ihre Lieblingsfächer. Daneben widmet sie sich nicht nur ersten literarischen Versuchen, ermuntert durch den Vater, mit dem sie ihre Texte diskutiert, sondern auch sportlichen Aktivitäten. Mit grosser Disziplin turnt sie jeden Morgen und jeden Abend, zudem ist sie eine leidenschaftliche Schwimmerin.

Das Verhältnis zum Vater wird jedoch zunehmend problematisch, er zeigt wenig Verständnis für die starken Stimmungsschwankungen der Pubertierenden, die bald «fortgehen» möchte, da ihr «Lebenskreis so eng» sei, und der «das ewige Zusammen-sein mit den andern [...] Überdross» ist, bald das Beste aus ihrer Situation machen will: «Ich will jetzt praktisch, tätig, aufgeweckt sein. Ich finde mich ab.»³ Vor allem aber überfordern ihn wohl die ihm fremden existentiellen Fragen, die das Mädchen

Abb. 1: Lore Berger.

beschäftigen, ihre scheinbare Todessehnsucht, die eigentlich ein Hunger nach Leben ist, ihre ständigen Gedanken über Glück und Unglück des Daseins: «Jeder Moment des Glücks – meines Glücks – schliesst zugleich tausend Seufzer in sich, tausend Schüsse, die Selbstmord oder Mord bedeuten, tausend Seufzer von Sterbenden. [...] Und wenn jemand zu mir sagt: Ich freue mich auf die Ferien – dann denke ich, die von den Ferien nichts zu erwarten hat: O Gott, ich freue mich auf das Sterben. Und wie! Es ist einfach, es ist sicher, es ist Rettung»⁴, heisst es am 17. April 1938 im Tagebuch Lores, die unter dem Unverständnis der Eltern, vor allem des Vaters, leidet. «Manchmal scheint es mir, als ob meine Eltern mich gar nicht liebten», schreibt Lore Berger am 13. Mai 1938. «Ich vergesse nicht so schnell die spöttischen Worte meines Papa: Mädchen in diesem Alter sind Monstren, sie *glauben* sich unverstanden etc. – Sie *glauben* sich! Nein, sie *sind* unverstanden.»⁵

Im Juli 1938 verliebt sich die 16-jährige Lore Berger in den 20-jährigen Gymnasiasten Alfred Erhart (der später Jura studieren, Bankier und ein erfolgreicher Reisebüro-Unternehmer werden wird). Er erwidert ihre Liebe nicht in dem Masse, wie sich das Lore wünscht, möglicherweise ahnt der junge Mann noch nicht einmal, wie ernst es dem Mädchen ist, mit dem er sich heimlich verabredet und Ausflüge unternimmt. Nach einigen Wochen bricht Alfred Erhart die für ihn wohl eher oberflächliche Beziehung ab. Die zutiefst verletzte Lore Berger jedoch kann keinen Schlussstrich darunter ziehen. Ein Jahr später bekennt sie: «[...] im Grunde leide ich immer noch um dich [...]. Man braucht sich nicht einzubilden, dass ein solches Weh spurlos vorübergeht.» Sie habe an Suizid gedacht, vor einem Jahr, habe aber dann «nicht wie Werther zustandegebracht, alledem ein Ende zu setzen. Ich war im Moment zu feige; das heisst: Ich konnte nicht einsehen, dass das Ende da war – ein relativ mildes Ende. Nun ich brauchte eine Illusion; während meiner Krankheitszeit zum Beispiel.»⁶

Die «Krankheitszeit» Lore Bergers dauert lange. Sie verweigert zusehends die Nahrungsaufnahme, und als sie im Spätherbst 1938 endlich medizinisch behandelt wird, diagnostizieren die Ärzte hypophysäre Kachexie, krankhafte Magersucht; eine psychotherapeutische Behandlung lehnen die peinlich berührten Eltern allerdings ab. «Ihre Güte ist wirklich ausserordentlich, und ich liebe Sie aufrichtig. Aber Sie sind alt geworden, sehr alt [...]. Und Sie sehen nicht, dass ich so sehr Durst habe, Durst auf Leben. Das heisst, Sie sehen es. Aber Sie gehen darüber hinweg und lächeln. Es treibt mir die Tränen in die Augen»⁷, notiert Lore Berger, deren Respekt vor den Eltern so gross ist, dass sie auch die Pronomen der dritten Person gross schreibt⁸, in ihr Tagebuch.

Im Frühjahr 1939 besteht Lore Berger, als geheilt aus dem Krankenhaus entlassen, die Matura, danach magert sie wieder auf 30 kg ab und verbringt ein halbes Jahr zu Hause. Erst langfristig führen die Bluttransfusionen, die man ihr verabreicht hat, zu einer Besserung. Sieben Wochen nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs, am 22. Oktober 1939, immatrikuliert sich Lore Berger an der Philosophischen Fakultät der Universität Basel, belegt Vorlesungen und Übungen in Kunstgeschichte, französischer, italienischer und deutscher Philologie, unter anderem bei Walter Muschg. Daneben schreibt Lore Berger, die leidenschaftliche Leserin der Werke

Balzacs, Flauberts, Zolas und vor allem Stendhals, Kindergeschichten und Gedichte, betreut als «Tante Lore» die Kinderseite der «Schweizer Hausfrau», arbeitet 1940/41 an der Studentenzeitung der Universität mit und schreibt Feuilletons für die «Basler Nachrichten» – das Interesse am Studium flaut allmählich ab.

Lore Berger lässt sich am 18. Juni 1941 freiwillig für den militärischen Frauenhilfsdienst rekrutieren, ihr Gesundheitszustand wird dabei als «gut» beurteilt. Vom 13. Februar 1942 bis zum 1. Juni 1943 leistet sie Dienst beim Territorialgericht 2 B in Basel. Ende 1942 geht Lore Berger noch einmal eine Beziehung ein, mit einem 26-jährigen Artillerieoffizier, der wie sie auf dem Gericht arbeitet. Die beiden Familien der Liebenden rechnen mit einer baldigen Eheschliessung, doch auch diese Beziehung Lores scheitert, ein halbes Jahr später löst der promovierte Jurist die Verbindung wieder auf. Lore Berger kündigt ihren Dienst und tritt eine Stelle als Sekretärin bei der Vormundschaftsbehörde an.

Am 19. Juli 1943 schickt Lore Berger unter dem Pseudonym «Joringel» an die Büchergilde Gutenberg in Zürich, die einen Literaturwettbewerb veranstaltet, ihren ersten Roman, den sie neben dem Frauenhilfsdienst verfasst hat – die erste Fassung teilweise auf aussortierten Briefentwürfen des Territorialgerichts – und an dem sie in den letzten Wochen fieberhaft gearbeitet hat. «Der barmherzige Hügel. Eine Geschichte gegen Thomas» schildert in Form eines fiktiven Tagebuches mit desillusioniertem, analytischem Blick die unglückliche Liebe der poetisch veranlagten jungen Esther zum oberflächlicheren, aber lebensstüchtigeren Thomas. Sie endet mit dem Tod Esthers, die bezeichnenderweise an einer Bluttransfusion, die sie retten soll, stirbt. Die Gestalt der Esther ist in ihrem Erleben und Fühlen weitgehend mit Lore Berger identisch, das Liebeserlebnis Esthers mit Thomas durch ihr eigenes mit Alfred inspiriert, wenn auch verfremdet und anders gewichtet. Dennoch kann wohl kaum von einem «autobiographischen Roman» gesprochen werden⁹, auch wenn Lore Berger in einem Brief an die Büchergilde, den sie dem Typoskript beilegt, bekennt, sie habe «Selbsterlebtes» zu Papier gebracht: «Ich litt noch einmal und sah Altes neu –. Ich sah oft mehr als ich wollte.»¹⁰

Einen knappen Monat später, am 14. August 1943 um 10 Uhr morgens, stürzt sich Lore Berger auf dem Basler Bruderholz, dem «barmherzigen Hügel» ihres Romans, von der Höhe des Wasserturms herab. Der Sturz ist tödlich, sie bleibt mit zertrümmertem Schädel etwa vier Meter vom Fuss des Turms entfernt liegen. In ihrer Tasche, die sie auf der Plattform zurückgelassen hat, findet man die Visitenkarte des ehemaligen Freundes, man kontaktiert ihn, er identifiziert die Tote. Lore Berger wird auf dem Friedhof am Hörnli beigesetzt, auf Wunsch des Vaters trägt ihre Grabplatte die Inschrift «Amor morte fortior».

Nach Lore Bergers Suizid erkennen die Juroren bei ihrer Schlussitzung am 13. November dem Buch nur den fünften Platz im Wettbewerbs-Ranking zu; Preisträger wird Jenő Marton mit «Jürg Padrun», gefolgt von Alfred Fankhauser, Rudolf Jakob Humm und Hermann Schneider. Man empfindet Bergers virtuos komponierten Erstling als zu wenig zuversichtlich angesichts des vom Krieg bestimmten Weltgeschehens, zu hoffnungslos, in einer Zeit, in der der Staat Optimismus geradezu verordnet, man sieht «zu viel rein Persönliches und Morbides»¹¹ darin. Doch die

Juroren empfehlen das Buch immerhin zur Veröffentlichung – im Wissen um den Suizid der Autorin, deren Anonymität man aufgehoben hat. «Der barmherzige Hügel» erscheint im September 1944 in der «Gildenbibliothek der Schweizer Autoren», erregt kurzfristig lokales Aufsehen in Basel, findet darüber hinaus aber trotz einer Empfehlung durch Hermann Hesse in der Weihnachtsbeilage der «Weltwoche» keine grosse Resonanz. Erst 1981, knapp 40 Jahre später, stösst die mit einem ausführlichen Nachwort von Charles Linsmayer versehene Neuausgabe des Romans auf ein erstaunliches Echo.

Anmerkungen

- 1 Berger, Lore: Der barmherzige Hügel. Eine Geschichte gegen Thomas. Hrsg. und mit einem Nachwort von Charles Linsmayer. Zürich/Hamburg 1999, S. 166.
- 2 So der Vater Louis F. Berger in einem anonym verfassten Nachwort zu: Berger, Lore: Der barmherzige Hügel. Eine Geschichte gegen Thomas. Zürich 1944, S. 279.
- 3 Zit. nach: Linsmayer, Charles: Aber die Tage sind so grau und haben wenig Schönheit zu geben. Lore Berger, ihr Leben, ihre Zeit und ihr Roman. – In: Berger, Lore: Der barmherzige Hügel. Zürich 1999, S. 244.
- 4 Zit. nach: Linsmayer, a.a.O., S. 239f.
- 5 Zit. nach: Linsmayer, a.a.O., S. 243.
- 6 Zit. nach: Linsmayer, a.a.O., S. 241.
- 7 Zit. nach: Linsmayer, a.a.O., S. 242f..
- 8 Vgl. dazu: Linsmayer, a.a.O., S. 243.
- 9 So auch die Meinung von Charles Linsmayer, vgl. dazu: Linsmayer, a.a.O., S. 239.
- 10 Lore Berger an die Jury des Literaturwettbewerbs der Büchergilde Gutenberg, 19.7.1943. – Zit. nach: Linsmayer, a.a.O., S. 230.
- 11 Brief von Arminio Janner an Louis Berger vom 29.11.1943 über die Einschätzung des Jury-Mitglieds Hermann Weilenmann. Zit. nach: Linsmayer, a.a.O., S. 255.



Bertolt Brecht (10.2.1898 Augsburg – 14.8.1956 Berlin)

Theaterstrasse 1 (Stadttheater)

Bertolt Brecht und Basel – diese nur punktuelle, für Brecht aber keineswegs belanglose Beziehung beginnt mit einem grandiosen Missverständnis: 1923 kündigt das Basler Stadttheater ein Gastspiel der Münchener Kammerspiele an. Im Rahmen der Mai-Festspiele soll mit Brechts dramatischem Debüt «Trommeln in der Nacht» ein knappes Dreivierteljahr nach der Uraufführung zum ersten Mal ein Drama des bis dahin unbekanntem Medizinstudenten in der Schweiz zu sehen sein. Gerade erst annonciert, ist die Vorstellung im 1300 Zuschauer fassenden Stadttheater am Steinberg ausverkauft, und Brecht, kaum hat er von diesem unerwartet regen Interesse erfahren, stürmt triumphierend die Dramaturgie der Münchener Kammerspiele, verlangt einen Vorschuss und erklärt, er begleite das Ensemble persönlich: «In Basel reift eine revolutionäre Situation heran! Ich fahre mit.»¹ In Basel angekommen, wird das Ensemble zu seinem Befremden schon am Bahnhof von Fasnachtstrommlern empfangen. «Wenn ihr für das ‹Trommeln in der Nacht› noch weitere Trommler braucht – wir machen da gerne mit», erklärt der Vertreter einer Clique den konsternierten Künstlern.

Ernüchtert muss Brecht bei der abendlichen Vorstellung am 11. Mai registrieren, dass nicht wenige Zuschauer die Ankündigung, im Stadttheater gebe es «Trommeln in der Nacht», falsch verstanden und «etwas nach Art ihrer vorfasnachtlichen Trommelkonzerte erwartet» haben. Nun fühlen sie sich «in der Abendaufführung einigermassen verfremdet»² – so berichtet zumindest der damalige Dramaturg der Münchener Kammerspiele, der 1938 in die Schweiz emigrierte und 1979 in Basel verstorbene Rudolf Frank. *Se non è vero ...*

Die Basler Theaterkritiker würdigen 1923 die Regie Otto Falckenbergs und die darstellerischen Leistungen, reagieren auf das immerhin mit dem renommierten Kleist-Preis ausgezeichnete expressionistische Stück selbst jedoch keineswegs enthusiastisch. Fritz Knuchel lobt in den bürgerlichen «Basler Nachrichten» zwar «Bühnenschmiss und Rasse» des Stückes, bilanziert aber: «So famos gespielt worden ist, den bitteren Geschmack bekam man nicht los, und meiner Nachbarin ist es in diesem ‹Festspiel› regelrecht übel geworden.»³ Die freisinnige «National-Zeitung» konstatiert immerhin «reichlichen Beifall» für «einen der interessantesten Theaterabende der Spielzeit», der «eine ansprechende Talentprobe» gewesen sei, und attestiert Brecht «Dichterblut».⁴

1929 zeigt man in Basel die von Oskar Wälterlin inszenierte «Dreigroschenoper» («Ist es wirklich eine Oper? – Nein! – Aber es ist doch Musik dabei? – Jawohl,

Abb. 2: Bertolt Brecht in Zürich, 1949.

und trotz dem atonalen Komponisten sogar volkstümliche!», versucht man, dem potentiellen Publikum das Werk in der «Theater-Zeitung» nahezubringen) und 1931 eine einmalige Sonntagsmatinée der Schulooper «Der Jasager», gespielt von der Knabenrealschule Basel. Erst 1943 folgt mit «Mutter Courage und ihre Kinder» (wie schon bei der Zürcher Uraufführung spielt auch in Basel Therese Giehse die Titelrolle) wieder eine Basler Brecht-Inszenierung – heftig angefeindet von der rechtsextremen Presse. Insbesondere die «Front» attackiert das «verfaulte Degeneratentum», den «ausgehöhlten Nihilismus» und den «idiotischen Quatsch» des «emigrierten deutschen Kulturbolschewisten» Brecht.⁵ Doch nach gewissen Anlaufschwierigkeiten⁶ spricht sich die Qualität der von Leopold Lindtberg inszenierten Basler Aufführung herum, und sie kann nicht nur fünfmal im Kächlin-Theater, sondern wegen der grossen Nachfrage weitere siebenmal im Stadttheater gezeigt werden.

Vertreten wird der Autor Brecht da schon seit einigen Jahren von der Basler Kurt-Reiss-Verlag AG⁷, die ihm der nach Basel emigrierte Regisseur Gustav Hartung in einem Brief vom 26. Juni 1939 empfohlen hatte: «Um in der Schweiz etwas durchzusetzen, glaube ich wirklich, dass es richtig ist, dass Sie Ihre Vertretung Reiss übergeben, denn nur wenn jemand sich ganz an die Fersen der Direktoren, Mitarbeiter, eventuell selbst der Kommissionsmitglieder hängt, ist ein Stück durchzubringen, das nicht gerade in Paris oder London in Serie läuft. Vielleicht sagen Sie Herrn Reiss, in welchen Ländern sonst Sie nicht vertreten sind – er hat gute Beziehungen – und ich könnte mir denken, dass er für das eine oder andere Land Ihnen Placierungsvorschläge machen kann.»⁸

Mit dem Publikumsliebbling Friedl Wald – bis heute durch die nach ihr benannte Stiftung präsent⁹ – in der Rolle der Shen Te wird 1944 «Der gute Mensch von Sezuan» am Stadttheater Basel gezeigt, für das katholische «Basler Volksblatt» das «Machwerk eines schaurig überführten und überholten dialektischen Materialismus»¹⁰. Schliesslich inszeniert 1947 Ernst Ginsberg die deutschsprachige Erstaufführung der Szenenfolge «Furcht und Elend des Dritten Reichs», ausgestattet von dem schon legendären Brecht-Mitarbeiter Caspar Neher und prominent besetzt mit Kurt Horwitz, Bernhard Wicki und Margrit Winter; auch Lotti Dürrenmatt, die Frau des bald darauf berühmten Dramatikers, spielt mit. Doch Fritz Knuchel klagt in den «Basler Nachrichten»: «Alles trostlos, jämmerlich, abscheulich. [...] Es wird ja gerade das gemacht, was das Dritte Reich noch besser, noch raffinierter zu machen verstand: Hasspropaganda. Das Theater degradiert zum Sprachrohr einer Tendenz, hinter der das bare Nichts steht.»¹¹

Noch im selben Jahr kehrt Brecht aus seinem amerikanischen Exil zurück nach Europa, in die Schweiz, wo er schon 1933 einige Zeit in Zürich, Lugano und Carona verbracht, aber erkannt hatte, dass, wie er es später formulierte, die Schweiz ein Land sei, das «berühmt dafür ist, dass Sie dort frei sein können. Sie müssen aber Tourist sein.»¹² Am 5. November 1947 – eine knappe Woche, nachdem er in Washington als Zeuge vor dem Committee of Unamerican Activities vernommen worden ist – trifft Bertolt Brecht von Paris aus kommend in Zürich ein und wird bei der Einwohnerkontrolle als kontrollpflichtiger Ausländer eingetragen. Er setzt seine Bearbeitung der «Antigone» des Sophokles am Stadttheater Chur und am

Schauspielhaus Zürich die Uraufführung von «Herr Puntila und sein Knecht Matti» in Szene (offiziell inszeniert von Kurt Hirschfeld, da Brecht wegen der fremdenpolizeilichen Bestimmungen nicht als Regisseur genannt werden darf) und entwirft in seiner Wohnung in Feldmeilen für eine Basler Filmgesellschaft auch die Exposés zu zwei nie realisierten Filmen: «Der grosse Clown Emael» sowie «Der Mantel» nach Gogol. Zudem arbeitet er intensiv am «Kleinen Organon für das Theater», der ersten systematischen Zusammenfassung seiner Theatertheorie. Im Oktober 1948 reist er über Salzburg und – mangels eines Visums für die US-Zone – über Prag nach Berlin.

Doch bereits am 23. Februar 1949 kommt Brecht wieder in die Schweiz und lässt sich erneut in Zürich nieder. Zusammen mit seiner jüngsten Tochter Barbara, seiner Mitarbeiterin Ruth Berlau und Zürcher Freunden fährt Brecht am 6. März zur Basler Fasnacht. Am Sonntagabend besucht man eine Veranstaltung im Kuchlin-Theater in der Steinenvorstadt, am Montag früh um vier den «Morgestraich»; begeistert bittet Brecht die Berlau, während des «Gässlens» die Larven und Kostüme zu photographieren. Barbara habe «eine grosse Zeit, mit Empirekostüm auf unzähligen Bällen»¹³, schreibt der zufriedene Vater seiner Ehefrau Helene Weigel. Die Basler Fasnacht, die für Brecht eine «echte Volksveranstaltung»¹⁴ ist, und nicht zuletzt der gegen die Obrigkeit gerichtete Humor der Schnitzelbänke werden geradezu ein Elementarereignis für Brecht. «Ich glaube, es ist das einzige Mal, dass ich ihn nachher begeistert gesehen habe», berichtet ein Bekannter des Dichters. «Begeistert ist ein Ausdruck, der für Brecht nicht zutreffend ist, er war ja sonst eher verhalten, aber hier hat er sich gefreut, er hat so viel an Farben, an Tönen, an Worten gesehen, ein Fest produktiven Ausbruchs, oder Ausbruchs an Produktivität, dass es ihm ein sehr grosser Eindruck geworden ist.»¹⁵ Inspiriert davon macht Brecht Notizen zu einem Stück mit dem Titel «Der Tod von Basel», alternativ auch «Der Pestkaufmann» oder «Die Baseler Fasnacht»: Eine Basler Kaufmannsfamilie versucht, Profit aus der in Florenz grassierenden Pest zu schlagen, doch ein Familienmitglied steckt sich dort an und bringt neben wirtschaftlichen Erfolgsmeldungen auch den Tod in die Heimatstadt – das alles spielt sich vor dem Hintergrund der Basler Fasnacht ab, in deren Treiben sich die pestkranken Mitglieder der Kaufmannsfamilie mischen. Brecht entwickelt Fabelentwürfe, schreibt einzelne Szenen und skizziert auch schon eine mögliche Besetzung der Rollen.

Mitte Mai 1949 übersiedelt Brecht schliesslich endgültig nach Ostberlin und gründet das Berliner Ensemble. Nach einer schweren Erkrankung fasst er im Sommer 1955 den Plan, sich am Genfersee zur Ruhe zu setzen, doch bevor er das Vorhaben realisieren kann, stirbt Brecht – der ein halbes Jahr zuvor auf einer Reise noch ein letztes Mal in Basel Halt gemacht hatte – am 14. August 1956 in seiner Berliner Wohnung, mitten in den Vorbereitungen zu «Leben des Galilei». Dessen letzte Fassung war durch die Erlebnisse Brechts an der Basler Fasnacht geprägt worden: In seiner Berliner Inszenierung arbeitete Bertolt Brecht eine Karnevalsszene anders als bisher aus, ergänzt durch etliche beim Basler Aufenthalt 1949 dokumentierte Details.

Nach ausführlichen Nachrufen sucht man in der Basler Presse vergebens, mehr als eine kurze Notiz ist der Tod des im Westen spätestens nach dem 17. Juni 1953, als sich Brecht nicht deutlich genug von der SED distanzierte, in Ungnade Gefallenen den Redaktoren nicht wert: *de mortuis nil nisi bene?* Lediglich das katholische «Basler

Volksblatt» sagt nicht nichts, sondern Schlechtes über B.B.: «[...] der penetrante Propagandageruch seiner Theaterstücke überdeckt auf weiten Strecken immer wieder die innere Musik und die poetische Leuchtkraft. Brecht wurde so immer ausgesprochener zum grossen Dichturfürsten der bolschewistischen Ostzone [...]. Der alte Revolutionär Brecht wurde zum braven Steigbügelhalter und Propheten des mit Panzern und Knüppeln herrschenden Systems; seine unterwürfige Loyalitätshaltung an die Herren des Ostens machte die Runde [...] und die vielen, die noch an Brecht als an die grosse Hoffnung des zeitgenössischen Dramas glaubten, erlitten einen bestürzenden Schock.»¹⁶

Die bundesdeutschen Brecht-Boykottwellen nach dem 17. Juni und nach dem Ungarn-Aufstand schwappen auf die Schweiz über – auch wenn man dort den DDR-Staatskünstler Brecht nicht gleich mit dem SA-Dichter Horst Wessel zu vergleichen wagt wie in der BRD. In der Basler Komödie kommt es 1955 während einer



Abb. 3:
Bertolt Brecht
im März 1949 an der
Basler Fasnacht.

Vorstellung der «Dreigroschenoper» mit dem Publikumsliebbling Blanche Aubry als Polly zu antikommunistischen Ausschreitungen mit Rauchpetarden. In Bern erklärt 1961 Walter Oberer, der Direktor des Stadttheaters, «obwohl er den Dichter Brecht schätze und verehere [...], müsste er sich doch aus Gründen des politischen Geschmacks weigern, ein Stück dieses Dramatikers in seinen Spielplan aufzunehmen. Es könne nicht Aufgabe eines von der öffentlichen Hand subventionierten Kulturinstituts sein, einen Repräsentanten des kommunistischen Terrorsystems zu unterstützen.»¹⁷ Am Stadttheater Basel hingegen werden Brechts Dramen ab 1959 zum festen Bestandteil des Spielplans. Insbesondere Ann Höling profiliert sich als Brecht-Darstellerin, verkörpert 1959 die Shen Te und 1960 die Eva Puntila, 1961 und 1964 die Jenny in der «Dreigroschenoper» sowie in «Mahagonny». Und auch an Egon Karters Komödie werden zahlreiche Stücke Brechts gespielt: 1960 bringt Karter Brechts «Schweyk im Zweiten Weltkrieg» und den «Kaukasischen Kreidekreis», 1961 die Lenz-Bearbeitung «Der Hofmeister» und im Jahr darauf «Die Heilige Johanna der Schlachthöfe», 1963 die «Flüchtlingsgespräche» und «Mann ist Mann», 1964 «Leben des Galilei» und 1965 «Mutter Courage». 1966 schreibt Buddy Elias in der Titelrolle des Stückes «Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui» Basler Theatergeschichte, in der letzten Spielzeit der Komödie folgten 1967/68 eine Neuinszenierung des «Schweyk» und die Schweizer Erstaufführung des «Coriolanus».

Obwohl Max Frisch seinem verblichenen Kollegen Brecht schon 1964 «durchschlagende Wirkungslosigkeit» bescheinigt hat, erlebt der Theaterklassiker ab Ende der 60er Jahre einen wahren Boom; auch an den Basler Theatern ist Brecht in der Ära Düggin mit sechs Inszenierungen in sieben Jahren ein Eckpfeiler des Spielplans. Zwanzig Jahre später, unter der Direktion von Frank Baumbauer, spielt Brecht wie an vielen deutschsprachigen Bühnen auch am Theater Basel kaum mehr eine Rolle. In den letzten Jahren jedoch hat man an etlichen Bühnen neben der unverwüstlichen «Mutter Courage» auch Brechts frühe Dramen wieder vermehrt aufgeführt, und gerade erlebt im Zuge der Finanz- und Wirtschaftskrise «Die heilige Johanna der Schlachthöfe» eine Wiederentdeckung.

Anmerkungen

- 1 Zit. nach: Wüthrich, Werner: Bertolt Brecht und die Schweiz. Zürich 2003, S. 17.
- 2 Frank, Rudolf: Brecht von Anfang an. – In: Das Ärgernis Brecht. Basel 1961, S. 37.
- 3 *Basler Nachrichten*, 13.5.1923.
- 4 *National-Zeitung*, 13.5.1923, sinngem. zit.
- 5 *Die Front*, 4.3.1943.
- 6 Gespräch mit Margrit Winter, der Darstellerin der stummen Katrin, am 19.5.1995 in Stäfa.
- 7 Die in Basel ansässige Kurt-Reiss-Verlag AG vertrat u.a. auch Werke von Federico García Lorca, George Bernard Shaw und Frank Wedekind. Ein wichtiger Mitarbeiter von Reiss nach dem Krieg wurde Egon Karter, der aus dem Verlag ausschied und 1950–1968 die Komödie leitete (deren Verwaltungsrat Kurt Reiss 1956 wurde). Karter übernahm 1973 die Leitung des Reiss-Verlages, der u.a. Paul Claudel und Friedrich Dürrenmatt vertrat, bis zu dessen Auflösung 1986. – Kurt Reiss unterlag 1948 in den Verhandlungen mit Bertolt Brecht der Konkurrenz: Brecht entschied sich für den Suhrkamp-Verlag, in der Schweiz vertreten durch Emil Oprechts Bühnenvertrieb.

- 8 Gustav Hartung an Bertolt Brecht, 26.6.1939, zit. nach Wüthrich, a.a.O., S. 534.
- 9 Die nach der Schauspielerin Friedl Wald (22.10.1906 Brzozów – 5.11.1978 Basel) benannte, in Basel ansässige Stiftung fördert die professionelle Ausbildung von klassischen und Jazzmusikern sowie natürlich von Schauspielern. Stipendien erhielten in den letzten Jahren u.a. die inzwischen erfolgreich tätigen Schauspieler Elias Arens, Johanna Bantzer, Barbara Heynen, Romeo Meyer und Laura de Weck. – Für Auskünfte danke ich Friedl Walds Tochter Eleonora Wenner, Zürich.
- 10 *Basler Volksblatt*, 12.3.1944.
- 11 *Basler Nachrichten*, 7.1.1947.
- 12 Brecht, Bertolt: Flüchtlingsgespräche. Frankfurt am Main 1961, S. 67.
- 13 Zit. nach: Hecht, Werner: Brecht-Chronik. Frankfurt am Main 1997, S. 861.
- 14 Robert Cohen, zit. nach: Wüthrich, a.a.O., S. 149.
- 15 Hanswalter Mertens, zit. nach: Wüthrich, a.a.O., S. 150.
- 16 *Basler Volksblatt*, 15.8.1956.
- 17 Zit. nach: Blubacher, Thomas: Trommeln in der Fasnacht, Tamtam in der Presse. – In: *Basler Zeitung*, 5.2.1998, S. 38.



Adolf Busch (8.8.1891 Siegen – 9.6.1952 Guilford) St. Alban-Vorstadt 96 («Zur Zosse»)/ Schnitterweg 50, Riehen / Baselstrasse 34, Riehen («Wettsteinhaus»)

Als der Violinist Adolf Busch am 19. Februar 1916 auf Einladung der Allgemeinen Musikgesellschaft sein erstes Konzert in Basel gab – er spielte das Violinkonzert von Johannes Brahms und Johann Sebastian Bachs Solosonate in C-Dur –, da ahnte er noch nicht, dass er hier von nun an nicht nur regelmässig gastieren würde, sondern ihm die Stadt am Rheinknie ein gutes Jahrzehnt später zur Heimat werden sollte.¹ Es war wohl nicht nur der Wunsch von Adolf Buschs Frau Frieda, an der Basler Universität Nationalökonomie zu studieren, der den Ausschlag zum Umzug aus Deutschland in die Schweiz gab, wie später die Tochter Irene vermutete, sondern auch das politische Klima in der Weimarer Republik, die zunehmende Radikalisierung und nicht zuletzt die Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung. So hatte einmal ein Konzertveranstalter das bei einem Konzert des Busch-Quartetts vorgesehene Klavierquintett von Brahms durch ein Streichquartett ersetzen wollen, damit der Jude Serkin nicht mitspiele.² Der junge Pianist Rudolf Serkin war nicht nur Buschs ständiger musikalischer Begleiter, er sollte 1935 auch sein Schwiegersohn werden.

Am 5. April 1927 bezogen Adolf Busch, seine Frau Frieda, die gemeinsame Tochter Irene und Rudolf Serkin ein gemietetes Haus an der St. Alban-Vorstadt 96, dessen Name «Zur Zosse» an die Brauerei erinnerte, die dort einst gestanden hatte.³ Die Villa bot genügend Platz nicht nur für die Familie, Rudolf Serkins Schildkröte und Adolf Buschs Hunde Lenz, Tschampa, Lord und später Lumpi, die ohnehin meist im Garten herumtollten, sondern auch für eine elektrische Eisenbahn von beachtlichen Ausmassen, die eigentlich Irene gehörte, mit der aber nur ihr Vater und Rudi Serkin spielen durften. Die Hauseinweihung, zu der 134 Gäste erschienen, darunter der Maler Adolf Heinrich Pellegrini (der Busch mehrmals porträtierte, sich mit ihm aber 1934 aus politischen Gründen zerstritt), die Schriftsteller Felix Moeschlin und Albert Steffen, dauerte bis halb vier in der Früh. Zum engeren Basler Freundeskreis der Buschs zählten zudem der Bankier Benedict Vischer und seine Frau Henriette, der Maler Jean-Jacques Lüscher, in späteren Jahren der Kunstsammler Robert von Hirsch. Serkin frequentierte unabhängig davon seinen eigenen wöchentlichen Stammtisch im Café Spillmann, das auch von Busch häufig besucht wurde.⁴

Von Basel aus begaben sich Busch und Serkin auf Gastspielreisen durch ganz Europa und reisten regelmässig zur Erholung in die Alpen – bequem im eigenen

Automobil. Im Sommer 1929 nämlich war in der St. Alban-Vorstadt ein knallroter Lancia angekommen – ein Geschenk des exzentrischen Berliner Bohemiens Francesco von Mendelssohn, des Erben eines grossen Namens und eines nicht weniger grossen Vermögens, der sich trotz einiger Erfolge gerade von einer vielversprechenden Laufbahn als Cellist verabschiedet und der Theaterregie zugewandt hatte. Da Adolf Busch sich nicht selbst hinter das Lenkrad setzen wollte, nahmen Serkin und Frieda Busch Fahrstunden. Der Luxuswagen wurde allerdings – mit Francesco von Mendelssohns Genehmigung – veräussert und dafür ein weniger auffälliges Modell der Marke Fiat erworben.

Neben seiner Konzerttätigkeit unterrichtete Adolf Busch in Basel auch mehrere Schüler, deren berühmtester, der 1916 geborene Yehudi Menuhin, bereits international gefeiert wurde. Yehudis Lehrer Georges Enescu und der Dirigent Fritz Busch, ein Bruder Adolfs, hatten den Menuhins empfohlen, ihr Wunderkind von Busch unterrichten zu lassen. Die Familie Menuhin hatte sich mit Adolf Busch im Berliner Hotel «Adlon»



getroffen und alle Einzelheiten geklärt, und so nahmen Moshe und Marutha Menuhin mit ihren drei Kindern Yehudi, Hephzibah und Yaltah im Frühjahr 1929 zunächst für drei Wochen Quartier im Basler Hotel «Drei Könige» und mieteten dann ein geräumiges Haus in der Gartenstrasse 12, wo sie bis zum Frühjahr 1931 mit zwei Dienstmädchen, dem Klavierbegleiter Hubert Giesen und Anna Contro, der Italienischlehrerin der Kinder, lebten. «Mir gefiel der Balkon am besten», erinnert sich Yehudi Menuhin in seiner Autobiographie. «Dort gab es den Nachmittagstee (bei dem ich vorzugsweise Reispudding zu mir nahm), und jeden Donnerstag zog hoch über uns hinweg der Graf Zeppelin, auf seiner Route von Buenos Aires nach Friedrichshafen am Bodensee: eine beinahe lautlose, riesige Silberzigarre, die in der Sonne glänzte.»⁵

Mehrmals wöchentlich – vorausgesetzt er war nicht gerade auf einer seiner ausgedehnten Tourneen durch Europa oder die USA – machte sich Yehudi, damals ein etwas dicklicher, blonder Bub von dreizehn Jahren, auf den Weg zu

Abb. 5:
Der junge Pianist Rudolf Serkin.

Busch in die St. Alban-Vorstadt, oft begleitet von seiner Schwester Hephzibah, die Klavierstunden bei Rudolf Serkin erhielt. «Yehudi und Busch mochten sich vom ersten Augenblick an. Yehudi liebte Buschs wissenschaftliche Denkweise, seine Liebe zum Detail, vor allem aber sein freundliches Wesen», berichtet Yehudis Vater Moshe in seinen Memoiren. «Leider war er Wachs in den Händen seiner Frau. Ihre Einmischung in die Beziehung zwischen ihrem Mann und uns sollte uns alle unglücklich machen.»⁶ Gerech mag diese Einschätzung nicht sein – allein mit diesem kritischen Blick auf Frieda war Moshe Menuhin allerdings nicht. Schon Thomas Mann hatte sich einst echauffiert: «Ich habe gar nicht gewusst, dass Adolf Busch solche Mesalliance eingegangen ist.»⁷ Und Francesco von Mendelssohn konnte «Unfrieda» nie verzeihen, dass sie seiner Schwester Eleonora geraten hatte, ihn in der geschlossenen Psychiatrie unterzubringen, wo ihn Elektroschocks nicht nur vom Alkoholismus, sondern auch von seiner Homosexualität heilen sollten. Dabei war Mendelssohn mit den Buschs und vor allem auch Rudolf Serkin eng befreundet, hatte mit ihnen musiziert, Konzertreisen für sie organisiert und ihnen wertvolle Streichinstrumente von Stradivari geliehen (und 1972 vermachte er testamentarisch sein berühmtes, zwischenzeitlich auch von Hermann Busch gespieltes Piatti-Cello Serkins Marlboro Foundation).⁸ Als er 1946 von Friedas Tod erfuhr, schrieb Francesco von Mendelssohn seinem Freund Christoph Bernoulli nach Basel: «Ich kann mich noch immer nicht über diese Todesanzeige ausfreuen. [...] Frieda --- Kein I. Weltkrieg, kein Zweiter Weltkrieg hat mich mehr verletzt als sie.»⁹

Schon bald nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 weigerte sich Adolf Busch entschieden, im «Dritten Reich» zu konzertieren. Noch im März hatten das Busch-Quartett und Serkin beste Kritiken in Deutschland erhalten, doch als bei einem Konzert ein Zuhörer aufgestanden war und die Hand zum Hitlergruss erhoben hatte, hatte Busch abgebrochen und dem Mann zugerufen, er solle den Arm senken. Am 28. März, Serkins 30. Geburtstag, waren demonstrativ SA-Männer zu einem Konzert in Düsseldorf erschienen, hatten dann allerdings angesichts des enthusiastischen Publikums von Störaktionen abgesehen. Doch am 1. April 1933 zog Busch, der als *der* deutsche Violinist galt, einen endgültigen Schlussstrich unter seine Karriere in Deutschland und sagte einige bereits annoncierte Konzerte dort ab. Aus Berlin schrieb er unter dem Eindruck des organisierten Boykotts jüdischer Geschäfte einem Konzertagenten: «Es tut mir leid, dass ich Sie durch meine plötzliche telegraphische Absage in eine unangenehme Lage bringen musste. Durch den Eindruck der Aktion christlicher Landsleute gegen deutsche Juden, die darauf abzielt, Juden aus ihren Berufen zu verdrängen und ihrer Ehre zu berauben, bin ich ans Ende meiner psychischen und physischen Kräfte gekommen, sodass ich mich genötigt sehe, meine Konzertreise in Deutschland abzubrechen.»¹⁰ Adolf Buschs Frau Frieda war in der Terminologie der Nationalsozialisten «Halbjüdin»; die Frau von Hermann Busch, dem Cellisten des Busch-Quartetts, war ebenso jüdisch wie Karl Doktor, der die Viola im Quartett spielte, und wie Rudolf Serkin.

Dass nicht wenige Kollegen sich mit dem neuen Regime arrangierten, registrierte Busch aufmerksam: Der Violinist Gustav Havemann (seit 1932 Orchesterleiter des NS-Kampfbundes für Deutsche Kultur) etwa sprang bei Konzerten, die Busch

abgesagt hatte, für ihn ein, ebenso die von Hitler begeisterte Pianistin Elly Ney für Serkin. Der Cellist Paul Grümmer, einst Gründungsmitglied des Busch-Quartetts, war Mitglied der NSDAP geworden. Und den Namen des Basler Pianisten Edwin Fischer, der erfolgreich im «Dritten Reich» auftrat, durfte man im Hause Busch überhaupt nicht mehr erwähnen. Seinem Bruder Fritz Busch, der 1933 von den Nationalsozialisten als Direktor der Dresdner Oper entlassen worden und nach Buenos Aires ausgewandert war, schrieb Adolf Busch am 26. Juli 1933: «Furtwängler ist Staatsrat der N.S.D.A.P. geworden. Ich war nicht sicher, ob ich ihm meiner Freude darüber durch ein Glückwunschtelegramm Ausdruck verleihen soll. Mich hat's gefreut, denn seine nebelhaft verschwommene inner- und äusserliche Haltung fängt an, festere und «eindeutigere» Konturen zu bekommen.»¹¹ Und als der Leipziger Musikverlag Fr. Kistner & C. F. Siegel ihm im März 1934 Noten eines neuerschienenen Violinkonzertes von Richard Wetz zusandte und man das Begleitschreiben wie in Deutschland inzwischen üblich mit «Heil Hitler» unterzeichnete, antwortete Adolf Busch postwendend: «Wir lehnen es ganz entschieden ab, mit Ihrem Gruss verabschiedet zu werden. Wir leben hier in der Schweiz, was bedeutet, dass wir Ihre Grussformel als Beleidigung empfinden.»¹²

1931 hatte Adolf Busch beim Architekten Adolf Abel ein Haus ganz nach seinen Vorstellungen in Auftrag gegeben, das eher durch Zufall nicht in Genf, sondern in Riehen am Schnitterweg 50 erbaut und 1932 bezogen wurde. Durch eine Bibliothek war es mit einem zweiten, etwas kleineren Haus am Schnitterweg 52 verbunden, wo Serkin lebte. Riehen wurde zur wahren Heimat der Familie Busch, hier komponierte Busch seine wichtigsten Werke.¹³ Am 20. Januar 1935 verlobte sich Rudolf Serkin mit Irene Busch, die drei Jahre alt gewesen war, als Serkin zu den Buschs kam, und ein Leben ohne ihren «grossen Bruder» gar nicht kannte. Schon als kleines Kind hatte sie verkündet: «Ich heirat' den Bubser»¹⁴, und auch dem fast gleichaltrigen Yehudi Menuhin, der erklärt hatte, er wolle sich später einmal mit ihr verhehelichen, hatte sie erwidert: «Geht nicht, ich werde Rudi heiraten!»¹⁵

Für die zivile Eheschliessung, die am 31. Mai 1935 in Basel stattfand, hatte die noch nicht 18-jährige Irene eigens eine Sondergenehmigung gebraucht. Auch sonst waren die zu beachtenden Vorschriften nicht einfach: Das österreichische Recht, dem Serkin, der im zum k.u.k.-Reich gehörenden Böhmen geboren war, unterstand, erlaubte keine Eheschliessung zwischen Angehörigen verschiedener Religionen; also konnte sich die vom christlichen Glauben überzeugte Irene (deren Eltern während des Ersten Weltkriegs aus der evangelischen Kirche ausgetreten waren, weswegen die 1917 geborene Irene nie getauft worden war) erst taufen lassen, nachdem sie auf dem Zivilstandsamt die Heiratsurkunde unterschrieben hatte. Und so gingen die Frischvermählten unmittelbar danach zum Münsterpfarrer Eduard Thurneysen, der die Braut Irene Serkin taufte. Zurück in Riehen, zog sie sich für den Hochzeitsempfang um, während ihr Ehemann Chopin-Etüden für bevorstehende Konzerte in England übte.¹⁶

Im selben Jahr 1935 nahm Adolf Busch das Basler Bürgerrecht an, auch seine Frau und seine Tochter Irene wurden Schweizer. Serkin hingegen musste zwei weitere Jahre auf das Basler Bürgerrecht warten – offenbar wegen antisemitischer Vorurteile.¹⁷ Regelmässig konzertierte Adolf Busch in Basel; allein in der Saison 1935/36 spielte

er elf Konzerte in der Gesellschaft für Kammermusik. Frieda Busch wurde 1936 mit der Dissertation «Tribute und Wirkungen untersucht am Beispiel französischer Zahlungen nach dem Krieg 1870/71» an der Universität Basel promoviert. Zunehmend jedoch fühlten sich die Buschs im unmittelbar an der deutschen Grenze gelegenen Riehen nicht mehr sicher. Ein gemietetes Haus im Emmental gab ihnen zunächst das Gefühl, eine Zufluchtsstätte zu haben, doch nach Kriegsbeginn emigrierte Adolf Busch mit seiner Familie in die USA, das Haus in Riehen wurde verkauft. Frieda Busch starb am 22. August 1946 in Vermont an Lungenkrebs. Im Jahr darauf heiratete Adolf Busch die 1916 geborene Hedwig Vischer, die Nichte seines Basler Freundes Benedict Vischer¹⁸, einst die engste Jugendfreundin seiner Tochter Irene und inzwischen promovierte Medizinerin. Für einige Zeit lebte Busch nochmals in Riehen, an der Baselstrasse 34, im Erdgeschoss des Wettsteinhauses, das seinem Freund Jean-Jacques Lüscher gehörte, dann kehrte er wieder zurück nach Amerika. Sein letztes Konzert in Basel gab er am 18. Dezember 1951, nur ein halbes Jahr später erlag Adolf Busch mit 60 Jahren einem Herzinfarkt. Seine Witwe übersiedelte mit den zwei Söhnen, die sie ihrem Mann geschenkt hatte, wieder in die Schweiz. Am 11. August 2006 starb Hedwig Busch-Vischer in Allschwil; beigesetzt wurde sie im amerikanischen Guilford, an der Seite ihres Mannes, den sie mehr als ein halbes Jahrhundert überlebt hatte.

Anmerkungen

- 1 Zu Adolf Busch in Basel siehe u.a.: Schibli, Sigfried: Exiljahre in Basel. Der Musikerkreis um Adolf Busch. – In: Schibli, Sigfried (Hrsg.): Musikstadt Basel. Das Basler Musikleben im 20. Jahrhundert. Basel 1999, S. 155–168.
- 2 Schibli, a.a.O., S. 157.
- 3 Das Haus Nr. 96 wurde mit der benachbarten Liegenschaft St. Alban-Vorstadt 98 abgerissen und durch ein neues Gebäude ersetzt.
- 4 Lehmann, Stephen / Faber, Marion: Rudolf Serkin. A Life. Oxford/New York 2003, S. 69.
- 5 Menuhin, Yehudi: Unvollendete Reise. Lebenserinnerungen. München 1976, S. 110.
- 6 Menuhin, Moshe: Die Menuhins. München 1987, S. 149.
- 7 Thomas Mann an Arthur und Grete Nickisch, 14.2.1925. – Zit. nach: Schneider, Thomas: Das literarische Porträt. Quellen, Vorbilder und Modelle in Thomas Manns «Doktor Faustus». Berlin 2005, S. 89. – Thomas Mann hatte sich über Frieda Buschs Äusserung, «Der Zauberberg» sei «miserabel», geärgert.
- 8 Vgl. dazu: Blubacher, Thomas: «Gibt es etwas Schöneres als Sehnsucht?» Die Geschwister Eleonora und Francesco von Mendelssohn. Berlin 2008.
- 9 Brief von Francesco von Mendelssohn an Christoph Bernoulli, 28.9.1946. Staatsbibliothek zu Berlin, Mendelssohn-Archiv, Depos. MG, Nachl. 5, MG 367/96.
- 10 Busch-Serkin, Irene (Hrsg.): Busch, Adolf: Briefe – Bilder – Erinnerungen. Walpole 1991, S. 284.
- 11 Busch-Serkin, Irene, a.a.O., S. 290.
- 12 Adolf Busch und Rudolf Serkin an den Musikverlag Fr. Kistner & C. F. Siegel, 17.3.1934. – Zit. nach: Wulf, Joseph: Musik im Dritten Reich. Reinbek 1966, S. 134.
- 13 Gespräch mit Buschs Biographen Tully Potter am 30.8.2009 in Riehen.
- 14 Zit. nach: Lehmann, Stephen / Faber, Marion: Rudolf Serkin. A Life. Oxford/New York 2003, S. 75.
- 15 Überliefert von Irenes Schwägerin Amalie Buchthal-Serkin, undatiertes Typoskript in der Annenberg Rare Book & Manuscript Library, Philadelphia.
- 16 Vgl. dazu: Lehmann/Faber, a.a.O., S. 73.
- 17 Lehmann/Faber, a.a.O., S. 73.
- 18 Hedwig Vischers Eltern waren Andreas Vischer und Gertrud Vischer-Oeri.



Eva-Maria Duhan (12.10.1918 Wien – 15.3.2009 Basel)
Steinengraben 34 / St. Alban-Vorstadt 92 /
St. Jakobs-Strasse 10

Über Jahrzehnte war sie eine stadtbekannte Erscheinung, stets apart gekleidet, oft umhüllt von wallenden Gewändern, fast immer mit Hut – sie besass unzählige Modelle, grosse, breitrandige ebenso wie Turbane in beinahe allen Farben. Sie freute sich, wenn man sie auf der Strasse oder im Café Pellmont erkannte, und die gebürtige Wienerin war dankbar, hier keine Fremde, sondern seit 1967 Bürgerin dieser Stadt zu sein. Mehr als drei Jahrzehnte lang stand sie als Schauspielerin in Basel auf der Bühne, ohne der Routine zu verfallen oder unmodern zu werden, neugierig auf Kollegen und Regisseure, bewundert für ihre reife Darstellungskunst und ihre modulationsfähige Stimme. Dass man das ebenso nuancierte wie ausdrucksstarke Spiel ihrer Hände – die sie auch im Privatleben nie ruhig hielt, die also, meist mit reichlich klingendem Schmuck behängt, beständig «sprachen» – sogar mit dem der legendären Eleonora Duse verglich, machte sie stolz. Rund 120 Rollen spielte die Duhan in Basel, und auf manche davon wie etwa die Frau von Stein in Peter Hacks' fast zweistündigem Monolog «Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe», die sie 1978 verkörpert hatte, wurde sie von ihrem Publikum noch nach Jahrzehnten angesprochen. Damals hatten gleich vier Schweizer Theater den Text auf die Bühne gebracht, und die Kritik hatte die Darstellung der Duhan als «die direkteste, schnörkelloseste» gelobt: «Frau Duhan, die Doyenne der Basler Theater, spielt die Rolle der Frau von Stein mit der ganzen Kraft der reifen Frau, beherrscht in Attacke, Verteidigung, Triumph und Niederlage – mit der naiven Natürlichkeit, zu der nur die raffinierteste Souplesse fähig ist. Da stimmt jeder Ton, jede Geste; da trägt das Ungesagte zwischen Hacks' Zeilen genau so wie das Ausgesprochene.»¹

Früh schon schnupperte sie Theaterluft. Ihr Vater, der einstige «k.u.k. Hofopernsänger» Hans Duhan, war Spielleiter an der Wiener Staatsoper und sang dort ebenso wie bei den Salzburger Festspielen grosse Bariton-Partien. Bereits als Kind sass Eva-Maria Duhan auf dem Schoss berühmter Sänger, lernte Grössen wie Bruno Walter und Franz Lehár, Richard Tauber und Lotte Lehmann kennen. Das ihr eigene besondere Temperament indes dürfte sie von der geliebten italienischen Mamma geerbt haben, zu deren vornehmer Familie einst auch ein venezianischer Doge zählte.

Noch nicht einmal 16 Jahre alt, begann Eva-Maria Duhan ihre Schauspielausbildung am Wiener Reinhardt-Seminar. Der für sie wichtigste Lehrer dort wurde Otto Preminger, der später in Hollywood als Regisseur von Filmen wie «River of no

Abb. 6: Eva-Maria Duhan.

Return» mit Marilyn Monroe, «Anatomy of a Murder» mit James Stewart oder «Exodus» mit Paul Newman in die Annalen der Traumfabrik einging. Unter der Regie des Theatermagiers Max Reinhardt wirkte sie während ihrer Ausbildung in kleinen Rollen bei den Salzburger Festspielen mit, in Hofmannsthals «Jedermann» mit Attila Hörbiger und in Goethes «Faust» mit Ewald Balser und Paula Wessely. Ihr erstes festes Engagement führte sie 1936 «mit 17³/₄ Jahren», wie sie Zeit ihres Lebens betonte, ans Zürcher Schauspielhaus, damals noch ein von Ferdinand Rieser geleitetes Privattheater und berühmt für sein Ensemble, dem viele Emigranten angehörten: So stand Eva-Maria Duhan als Hexe neben Alexander Granachs Macbeth auf der Pfauenbühne und als Marketenderin neben dem Wallenstein von Kurt Horwitz, sie spielte die Königin im Schauspiel neben Ernst Ginsbergs Hamlet und die Frau Motes



Abb. 7:
Eva-Maria Duhan
in der Titelrolle von
Lessings «Minna von
Barnhelm», Stadt-
theater Bern 1953.

in Gerhart Hauptmanns «Biberpelz» neben Therese Giehse, die die Frau Wolff gab. In der Uraufführung von Else Lasker-Schülers «Arthur Aronymus und seine Väter» spielte sie unter Leopold Lindtbergs Regie mit Erwin Kalser und Leonard Steckel – der auch ihr Lieblingsregisseur in Zürich war – und in der Uraufführung von Marianne Riesers «Turandot dankt ab» mit Sybille Binder und Wolfgang Langhoff. In den zwei Anfänger-Spielzeiten, die sie in Zürich verbrachte, verkörperte sie rund vierzig Rollen: Alle vierzehn Tage hatte sie eine neue Premiere, Arbeit also ohne Ende. Nur selten fand sie daher Zeit für private Einladungen, die sie als Tochter des berühmten Kammersängers Hans Duhan reichlich erhielt. Selbst im Tagebuch des Literaturnobelpreisträgers Thomas Mann findet sich am 23. November 1937 der Eintrag über ein Souper gemeinsam mit dem Dirigenten Volkmar Andreae, dem Leiter des Tonhalle-Orchesters, mit der österreichischen Frauenrechtlerin Eugenie Schwarzwald, «der Duhan und Walters»², also dem berühmten Dirigenten Bruno Walter und seiner Frau Elsa.

Am 23. Juni 1938 teilte Direktor Rieser der bis dahin bei ihm engagierten jungen Schauspielerin, die sich gerade bei ihren Eltern in Wien befand, mit: «Ich habe nunmehr definitiv mein Theater an die Gruppe Dr. Oprecht vermietet.» (Gemeint ist die neugegründete Neue Schauspiel AG um den Verleger Emil Oprecht.) Die Herren hätten mit ihm über Eva-Maria Duhan gesprochen und würden sie gerne reengagieren. «Schreiben Sie mir, ob Sie frei sind – für die kommende Spielzeit und welche Ansprüche sie stellen.»³ Doch Eva-Maria Duhan hatte da bereits am Deutschen Volkstheater in Wien zugesagt. Dieses Engagement brachte der jungen Salondame nicht nur die Begegnung mit vier Bühnenpartnern, die später allesamt eine internationale Filmkarriere machten: O.W. Fischer, Paul Hubschmid, Gert Fröbe und Curd Jürgens, sondern vor allem mit ihrem ersten Ehemann, dem 23 Jahre älteren Erhard Siedel, einem Regisseur und insbesondere als Shakespeare-Komiker gefeierten Schauspieler. Mit ihm zusammen wechselte sie 1942 ans Bayerische Staatsschauspiel München, auf dessen Bühne sie in der letzten Vorstellung stand, bevor das von François Cuvilliés d. Ä. erbaute Rokokotheater am 18. März 1944 durch Bomben in Schutt und Asche fiel, und in der ersten Vorstellung nach dem Krieg, als man am 18. Mai 1946 das provisorisch eingerichtete Brunnenhoftheater mit Lessings zwölf Jahre lang verbotenem Drama «Nathan der Weise» eröffnete. Eva-Maria Duhan spielte darin die Rolle der Sittah; ihr Partner als Tempelherr war Curd Jürgens, mit dem sie auch als Frau Muskat in Molnárs «Liliom» auf der Bühne stand. Unter der Regie ihres Mannes Erhard Siedel gab sie die Judith Bliss in Noël Cowards «Weekend», unter Gerd Brüdern die Madame de Hauteville in Ludwig Thomas «Moral», und zur Feier des 85. Geburtstags von Richard Strauss stand sie in der Bearbeitung von Molières «Bürger als Edelmann» durch Hofmannsthal und Strauss als Dorimène auf der Bühne des Staatstheaters am Gärtnerplatz. Auch an den renommierten Münchner Kammerspielen gastierte sie und wirkte im Kabarett «Die Schaubude» mit, für das Erich Kästner Texte schrieb.

1950 nahm sie ein Engagement als Salondame ans Stadttheater Bern an und übersiedelte in die Schweiz. Nur für einige wenige Gastspiele, etwa an den Münchner Kammerspielen oder am Landestheater Darmstadt, kehrte sie noch gelegentlich

nach Deutschland zurück. Ein Gastengagement am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg, für das sie Curt Goetz als Partnerin von Gustaf Gründgens vorgeschlagen hatte, kam hingegen nicht zustande. Die Verpflichtung nach Bern entpuppte sich für Eva-Maria Duhan künstlerisch wie privat als Glücksfall. Sie spielte dort in acht Jahren über 50 Rollen, darunter die Titelrollen in «Der Widerspenstigen Zähmung», «Maria Stuart», «Minna von Barnhelm» und «Mirandolina» ebenso wie die Lady Macbeth. Als Iduna in Paul Burkhardts Schweizer Musical «Der schwarze Hecht» wurde sie vom Publikum frenetisch applaudiert. In Bern traf sie nicht nur auf ihre fünf Jahre ältere Halbschwester Hansy von Krauss⁴, der einst Franz Lehár persönlich zu einer Gesangsausbildung geraten hatte und die dem Ensemble des Berner Stadttheaters bereits seit 1939 als gefeierte Operettendiva angehörte, in Bern lernte Eva-Maria Duhan auch den Kunstmaler William Nüsslein kennen, der ihr zweiter Ehemann wurde und mit dem sie bis zu seinem Tod 1982 verbunden blieb.

Das Stadttheater Basel, an das sie 1958 der damalige Oberspielleiter Adolph Spalinger holte, wurde Eva-Maria Duhan zur eigentlichen künstlerischen Heimat, der sie trotz einiger Abwerbungsversuche u.a. durch das Zürcher Schauspielhaus die Treue hielt. Hier war sie die Orsina in «Emilia Galotti», die Eboli in «Don Carlos» und unter Oskar Wälterlins Regie die Marthe Schwerdtlein im «Faust». 1966 spielte sie – wie zwanzig Jahre später erneut – die in ihre Heimat Güllen zurückkehrende Multimillionärin Claire Zachanassian in Dürrenmatts «Besuch der alten Dame». Sie gab die Helene Alving in Ibsens «Gespenstern» und die Amanda Wingfield in Tennessee Williams' «Glasmengerie», war 1970 an den Basler Theatern (so seit 1968 der neue Name) eine boshafte und rachsüchtige Tante Elsbeth in Sternheims «Kassette» und feierte 1973 in 29 Aufführungen Triumphe als ordinäre Mrs. Mallarkey in Brendan Behans «Richards Korkbein». Sie war die verkorkst-damenhafte Herzogin de Valmonté in Feydeaus «Dame vom Maxim» und die aus Unrast und uneingestandener Verzweiflung liebestoll gewordene alte Baronin in Horváths «Zur schönen Aussicht». Sie spielte unter der Regie von Werner Düggelin, Hans Hollmann, Hans Bauer, Gustav Rudolf Sellner, Dieter Dorn, Kosta Spaic, Niels-Peter Rudolph, Daniel Spoerri und vielen, vielen anderen.

In den 80er Jahren suchte Horst Statkus, Nachfolger Hollmanns als Direktor der Basler Theater, eigens Stücke für die Duhan, in denen sie glänzen konnte: So gab sie 1983 mit feinnerviger Expressivität an der Seite von Heinz Trixner als Privatsekretär Pitou das monstre sacré Sarah Bernhardt in John Murrells Zweipersonenstück «Die Memoiren der Sarah Bernhardt» – es wurde eine ihrer liebsten Rollen. «Mit einer Stimme, der vom kindlich-träumerischen Zirpen über verhalten-lockendes Gurren bis zu verächtlicher, ekelerfüllter Abwehr und zum hochmütigen, scharfen Ruf alle Register zur Verfügung stehen, mit einer Mimik, die zum Spiegel seelischer Bewegtheit wird und Wehmut, Triumph, Neugier, Resignation, Enttäuschung, Lebenswille in raschem Wechsel – wie Sonnenschein und Wolkenzug über einer Landschaft – auszudrücken vermag (zugleich immer mit dem kleinbisschen Mehr an Künstlichkeit, das zeigt, dass auch die altgewordene Bernhardt Schauspielerinnen geblieben ist vom Scheitel bis zur Sohle und immer ein imaginäres Publikum um sich hat), mit Bewegungen, die grossartig, ausholend und herrschsüchtig sein können und handkehrum

mit dem Zittern eines Fingers zu erkennen geben, wie hart in diesem Frauenleben neben dem Erfolg die Niederlage steht – mit vitaler Ganzheit verkörpert Eva-Maria Duhan die Bernhardt. Eine brillante, rundum überzeugende Leistung.»⁵

Sie berührte 1986 als Helen in Fugards «Weg nach Mekka» und brachte 1987 bei der Premiere von Becketts «Glücklichen Tagen» als Winnie das Publikum zum Toben: nicht etwa eingegraben in einen Erdhügel auf der Kleinen Bühne, sondern in einer erleuchteten Plastikpyramide sitzend auf der mit Wasser gefluteten Grossen Bühne. Noch einmal erlebte sie mit Frank Baumbauer einen neuen Direktor, neue Regisseure, ein weitgehend neues Ensemble. Als Cesare Lievi, der zuvor am Burgtheater inszeniert und dort durch Claus Peymann und Hermann Beil von der Basler Grande Dame gehört hatte, sie in Kleists «Käthchen von Heilbronn» als Haushälterin



Abb. 8:
Eva-Maria Duhan
in der Titelrolle von
Schillers «Maria
Stuart», Stadttheater
Bern 1950.

Brigitte besetzte, trat sie noch einmal vor ihr Publikum – in einer äusserst erfolgreichen Inszenierung, die in Basel vom 30. November 1988 an 28-mal zu sehen war, zum Berliner Theatertreffen eingeladen und vom Fernsehen aufgezeichnet wurde.

Mit dieser Rolle nahm Eva-Maria Duhan ihren Abschied von der Bühne, andere Aufgaben, die man ihr in Basel antrug, lehnte sie ebenso ab wie das Angebot, am Burgtheater Wien zu gastieren. Sosehr es sie reizte, noch einmal in ihrer Geburtsstadt zu spielen, war ihr diese Anstrengung zu gross, zumal gerade der Umzug aus der vertrauten Dachwohnung an der St. Alban-Vorstadt 92 in ein neues, kleineres Domizil anstand. Nicht selten hatte sie sich mit der Erarbeitung schwieriger Rollen und ihren eigenen hohen Ansprüchen an sich selbst gequält, immer wieder berichtete sie zum Beispiel davon, wie sehr sie einst die Lady Macbeth belastet habe, obwohl sie ihr



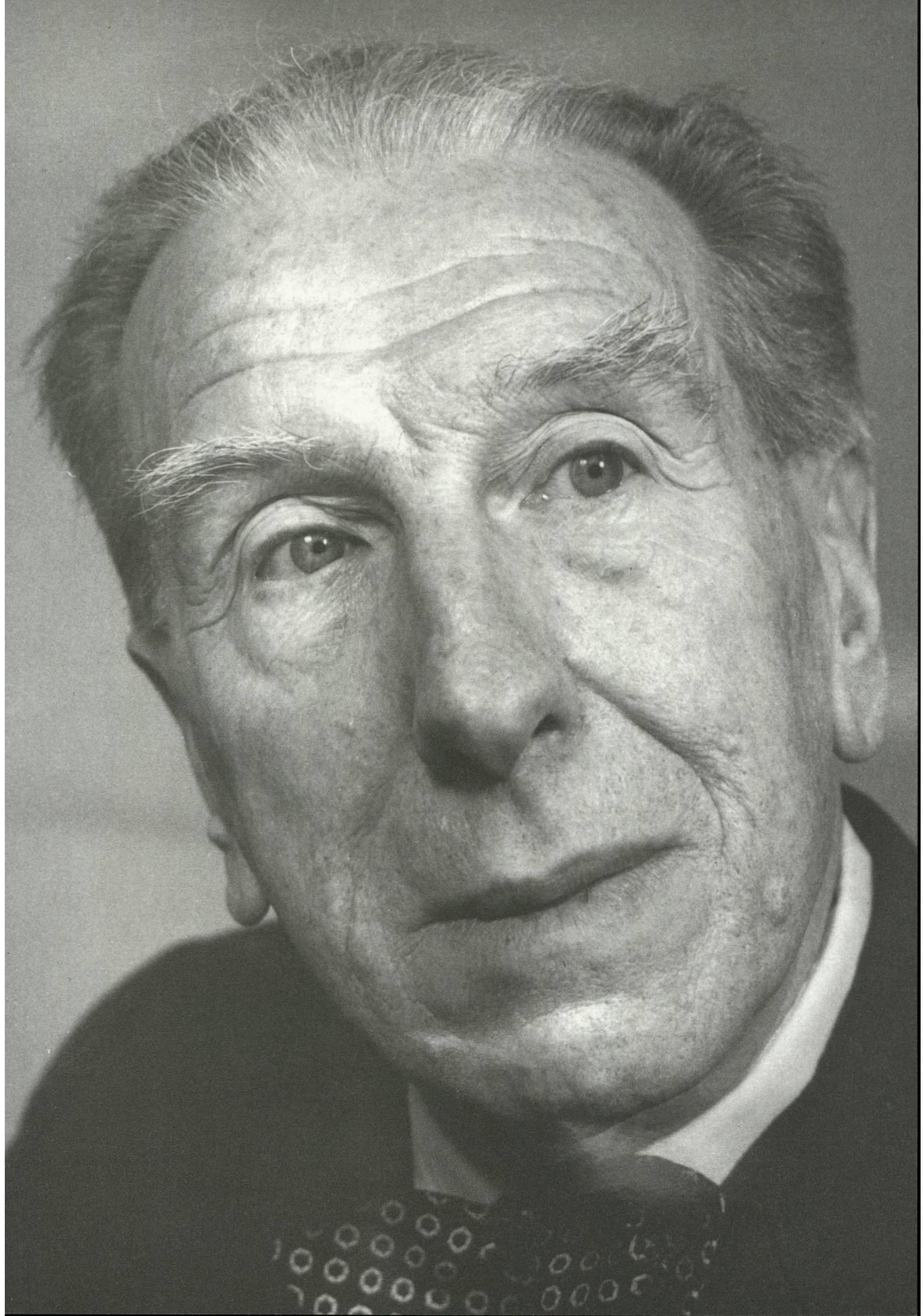
Abb. 9:
Eva-Maria Duhan
und Heinz Trixner
in John Murrells
«Memoiren der
Sarah Bernhardt»,
Basler Theater, 1983.

Mann William immer wieder liebevoll aufgefangen und auf den Boden zurückgeholt habe. Nun reklamierte Eva-Maria Duhan nach über fünf Jahrzehnten auf der Bühne für sich, sie habe genug gespielt, und war wohl auch müde, sich immer wieder neuen Regisseuren und Kollegen beweisen zu müssen, denen sie unbekannt war. Das Theater Basel mied sie nach ihrem Abschied und betrat es erst Jahre später noch einmal, um mit Begeisterung einen Tanzabend von Joachim Schlömer zu sehen. Bis zuletzt aber verfolgte sie die Karriere von Freunden und besuchte deren Vorstellungen an anderen Bühnen, nahm dafür, solange ihr das gesundheitlich möglich war, auch anstrengende Zugreisen auf sich. Manche Aufführungen, von denen sie las oder deren Aufzeichnungen sie im Fernsehen sah, waren ihr, die Neuerungen gegenüber stets offen gewesen war, nun fremd und mitunter unverständlich – dabei gierte sie unermüdlich danach, in Gesprächen mehr darüber zu erfahren, wollte das Fremde verstehen, liebte die Diskussion über alles, was mit Theater zu tun hatte – und letztlich die Annäherung an andere Positionen.

Dass man in Basel auch fast zwanzig Jahre nach ihrer letzten Premiere nicht vergessen hatte, dass «Frau Nüsslein», wie sie bürgerlich hiess, «die Duhan» war, machte sie dankbar und froh. Nach einem Sturz in ihrer Wohnung an der St. Jakobs-Strasse 10 musste Eva-Maria Duhan im April 2008 ins Spital eingeliefert werden. Die letzten Lebensmonate verbrachte sie, die auch in ihren einsamen und traurigen Momenten bis zuletzt Kraft und Ruhe in der Spiritualität fand, zurückgezogen im Basler Marthastift am Peterskirchplatz, umgeben von Bildern ihrer Eltern und Ehemänner, einiger Freunde – und einem Porträt der verehrten Eleonora Duse.

Anmerkungen

- 1 Hansueli W. Moser-Ehinger, *Basellandschaftliche Zeitung*, 3.10.1978.
- 2 Mann, Thomas: *Tagebücher 1937–1939*. Hrsg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt am Main 2003, S. 133.
- 3 Ferdinand Rieser (Zürich) an Eva-Maria Duhan (Wien), 23.6.1938. Nachlass Eva-Maria Duhan, Privatbesitz.
- 4 Die Operettensängerin Hansy von Krauss, 1913 als Tochter von Hans Duhan in Wien geboren, spielte 1936–1939 am Stadttheater Zürich und gehörte 1939–1956 zum Ensemble des Stadttheaters Bern. 1942–1952 war sie mit dem Sänger Walter Lederer verheiratet, 1955 liierte sie sich mit Rita Rampinelli, einst eine der ersten Autorennfahrerinnen, mit der sie 53 Jahre lang zusammenlebte, bis zu ihrem Tod 2008 im Altersheim Uetligen, wohin Hansy von Krauss ein Jahr zuvor übersiedelt war.
- 5 *Der Bund*, 4.10.1985 [anlässlich der Übernahme der Inszenierung ans Atelier-Theater Bern].



Alexander Moritz Frey

(29.3.1881 München – 24.1.1957 Basel)

Oberwilerstrasse 90

Als einziger Sohn des aus einer ursprünglich in der Schweiz ansässigen Familie stammenden Malers und Opersängers Wilhelm Frey in München geboren und ab 1895 aufgewachsen in Mannheim, wo der Vater Direktor der Grossherzoglichen Gemäldegalerie ist, beugt sich Alexander Moritz Frey dem Druck der Familie und studiert Jura und Philosophie in Heidelberg, Freiburg und München. Nach dreieinhalb Jahren beendet er seine Studien spektakulär, indem er beim Staatsexamen «mit grossem Genuss»¹ leere Blätter abgibt. Von 1907 an lebt er in München, kommt in literarische Kreise, befreundet sich 1909 mit Thomas Mann, schreibt für Blätter wie den «Simplicissimus» und veröffentlicht 1913 einen ersten, von der Kritik hochgelobten Erzählband mit «Zwölf Geschichten aus Nacht und Schatten» und dem Titel «Dunkle Gänge». 1914 erregt er mit seinem fantastisch-grotesken Romanerstling «Solneman der Unsichtbare» Aufsehen, der Geschichte des maskierten Hciebel Solneman, dessen Name rückwärts zu lesen ist: Ich lebe namenlos. Dieser taucht in einer deutschen Stadt auf, kauft für 73 Millionen Mark den örtlichen Park und umgibt ihn mit einer riesigen Mauer. Sein Treiben dort gibt den Bürgern fortan Rätsel auf, von genetischen Tierversuchen ist die Rede und von Menschenopfern bei Mondschein. Schliesslich dringt man in den Park ein, der unverändert scheint; der sonderbare Fremde indes ist verschwunden, nur seine Maske und ein Brief sind zurückgeblieben.

Obwohl er überzeugter Pazifist ist, geht Alexander Moritz Frey 1915 als Sanitäter zum Militär, sogleich kommt er an die Westfront. Im Offiziersstab der 8. Kompanie des 16. Bayerischen Reserve-Infanterie-Regiments, dem Frey zugeteilt wird, dient als Meldegänger ein junger Gefreiter namens Adolf Hitler. «Eines Abends kam ein bleicher langer Mensch nach der ersten Granate zu uns hinuntergestürzt, Angst und Wut in den flackernden Augen. Hitler wirkte damals lang, weil er mager war, ein voller Schnurrbart, der später der neuen Gasmaske wegen gekappt werden musste, verdeckte noch den hässlichen, meist verkrampften Schlitz des Mundes. Er hockte sich keuchend hin, es war ihm nichts geschehen, er stotterte, dass er auf dem Weg von oder zu einem Bataillonsunterstand gewesen sei, sein gelbes Gesicht rötete sich, es wurde schnell wie gedunsen, und er hatte etwas von einem kollernden Puter, als er nun gegen die Engländer loslegte. Das erste Quantum wiedergewonnener Kraft verbrauchte er zu Beschimpfungen.»²

Auch der Vorgesetzte von Hitler und Frey, der Feldwebel Max Amann, wird in die deutsche Geschichte eingehen: als Herausgeber von Hitlers «Mein Kampf» und

Reichsleiter der NSDAP-Presse. Amann bemüht sich emsig um die Gunst Freys, der ihm sein Wissen über das Pressewesen vermitteln soll. Hitler versucht während der drei gemeinsamen Jahre im Schützengraben, Frey für seine Ideen einzunehmen, will vor allem dessen schriftstellerisches Talent für sich nutzen, Frey aber bleibt auf Distanz. Auch nach dem Krieg lässt Hitler seinen alten «Kriegskameraden» mehrmals anfragen, ob er nicht an der «Bewegung» teilhaben wolle – obwohl da bereits Freys schon 1914 fertiggestellter Antikriegsroman «Kastan und die Dirnen» von der Zensur freigegeben und erschienen ist. Max Amann würde seinen ehemaligen Sanitäter gerne als Feuilletonchef des «Völkischen Beobachters» sehen. Doch alle solche Angebote lehnt Frey angewidert ab. «Ich sagte: nein – und ich sagte, weshalb ich nein sagen musste. Ich machte mir Feinde, denn sie sahen nicht ein, weshalb ein alter Kämpfer und einwandfreier Arier nicht mitmachen wollte.»³

A. M. Freys 1929 bei Kiepenheuer erschienenen, den Krieg aus der Sicht eines Sanitätssoldaten geisselnden Roman «Die Pflasterkästen» vergleicht die begeisterte Kritik mit Remarques Bestseller «Im Westen nichts Neues». Er macht den Autor schlagartig in ganz Europa berühmt; und noch im Nachruf auf Frey in der Basler «National-Zeitung» wird es 1957 heissen, der Roman sei «eine der wenigen gültigen und bleibenden Gestaltungen des Kriegserlebnisses 1914–1918»⁴. Zusammen mit den Einkünften aus seinen anderen Büchern und seiner breiten Rezensionstätigkeit kann Frey aus den Tantiemen seinen bescheidenen Lebensunterhalt bestreiten.

Während A. M. Frey am Faschachtsdienstag, dem 27. Februar 1933, zu Gast beim «Pfeffermühlenball» im Münchner Hause Thomas Manns ist, brennt in Berlin der Reichstag. Zu den vielen verhafteten Regimegegnern gehört der spätere Friedensnobelpreisträger Carl von Ossietzky; auch er hatte in seiner «Weltbühne» Freys «Pflasterkästen» entschieden gelobt: «Alles Grotteske und Phantastische, selbst die Schutzwehr der Ironie fällt von Frey ab; [...]. Hier führen, so seltsam es klingen mag, die Toten das Wort.»⁵ Am 15. März 1933 verwüstet die SA Freys Münchner Wohnung, ein Haftbefehl wird gegen den Schriftsteller erlassen. Frey ist kein Jude, Frey ist kein Kommunist – aber der «Führer» hat nicht gerne Mitwisser, die seine geschönte Helden-Biographie aus dem Ersten Weltkrieg entlarven könnten. Frey, der sich an diesem Tag in Rosenheim aufhält und durch seine Haushälterin telefonisch gewarnt wird, flieht noch am selben Tag im Kofferraum eines Autos versteckt nach Österreich. Er lässt sich in Salzburg nieder und lebt in bitterer Armut von der Unterstützung durch prominente Kollegen wie Thomas Mann. Als am 10. Mai 1933 im «Dritten Reich» unerwünschte Bücher verbrannt werden, landen auch «Die Pflasterkästen» auf dem Scheiterhaufen. Nach dem «Anschluss» Österreichs 1938 muss Frey erneut fliehen. Er verfügt noch über einen bis Oktober 1939 gültigen deutschen Pass, kann also ohne Probleme die Schweizer Grenze passieren und trifft am 15. März 1938 (am selben Tag jubelt man auf dem Wiener Heldenplatz den «Führer») in Basel ein, wo ihm die Kantonale Fremdenpolizei am 21. März eine «Provisorische Bewilligung zum Aufenthalt» erteilt; auch von der Eidgenössischen Fremdenpolizei erhält Frey am 6. Mai eine allerdings nur bis zum 31. Mai befristete Aufenthaltsbewilligung. Immer wieder werden diese Bewilligungen verlängert, immer wieder muss Frey mit seiner Unterschrift versichern, er bereite seine Auswanderung in ein anderes Land vor. 1943

erhält er endlich eine «Toleranzbewilligung» mit entsprechendem Ausländerausweis «D». Auch diese verpflichtet ihn weiterhin zur «Vorbereitung der Ausreise», die dafür angesetzte Erstreckungsfrist wird nun aber immerhin halbjährlich verlängert.⁶ Dabei besitzt Frey im Gegensatz zu anderen Emigranten wenigstens einen gültigen Pass: Im September 1939 verlängert das Deutsche Konsulat in Basel seine Papiere um fünf Jahre – offenbar aus schierer Nachlässigkeit, denn Alexander Moritz Frey war bereits am 1. Oktober 1938 offiziell aus Deutschland ausgebürgert worden.

Obwohl Frey bei Franz Merz, dem Chef der Basler Fremdenpolizei, auf Wohlwollen stösst, will er nichts lieber, als die Stadt verlassen, die er in einem Brief an Thomas Mann als «klimatisch und geistig verstockt» bezeichnet.⁷ Im Mai 1939 stellt er einen Antrag auf Umzug nach Zürich mit der Begründung, «dass ich in Basel keinen geistigen Kontakt mit Menschen habe, keine Freunde, die meine Interessen teilen. Ich fühle mich hier sehr vereinsamt und unglücklich und bin durch Depression in der Arbeitsleistung stark geschädigt. In Zürich habe ich Freunde und Bekannte, mit denen zusammen zu sein mir ein grosses Bedürfnis ist und eine grosse geistige Förderung bedeuten würde.»⁸ In Zürich zeigt man dafür allerdings kein Verständnis, das Gesuch wird abgelehnt. Frey hat zusammen mit der Aufenthaltsbewilligung zwar auch die Erlaubnis zur «Ausübung einer schriftstellerischen Tätigkeit» erhalten, aber nur als «belletristischer Schriftsteller unter Ausschluss der Journalistik und jedwelcher Politik in jeder Form», zudem untersagt man ihm ausdrücklich die «Veröffentlichung von Besprechungen schweizerischer Autoren oder aus schweizerischen Verlagen»⁹. «Die Basler ‹National-Zeitung› behandelt mich wohlwollend, aber nur selten ‹komme ich dran›, und immer nur Kleinigkeiten!»¹⁰, klagt Frey in einem Brief an Volkmar von Zühlsdorff.

Alexander Moritz Frey hat daher kaum Möglichkeiten, seine Existenz zu bestreiten. Er lebt in der nicht beheizbaren Dachkammer einer Villa, einem früheren Dienstbotenquartier, versucht, «ohne warmes Essen, überhaupt ohne feierliche Mahlzeiten, auszukommen»¹¹. Thomas Mann und Hermann Kesten bemühen sich, ein USA-Visum für Frey zu erlangen, doch Frey, der kaum Englisch spricht, will gar nicht wirklich nach Amerika. 1942 wird durch die Armeezensur, die «Abteilung für Presse und Funkspruch», Freys Schreiberlaubnis aufgehoben, da er, wie es in der amtlichen Mitteilung heisst, «in verschiedener Weise die bestehenden Vorschriften übertreten»¹² habe. Frey rechtfertigt sein Tun in einem Schreiben an die Armeezensur, die sich daraufhin hilfeschend an das «Emigrantenbureau» der Eidgenössischen Fremdenpolizei wendet. Diese untersagt dann am 29. Mai 1942 Frey jede schriftstellerische Tätigkeit, nicht zuletzt verstimmt über Freys Brief, in dem er sich «einen Ton angemast» habe, «der einem Emigranten, der unser Gastrecht seit 1938 beansprucht, schwer ansteht»¹³. Otto Kleiber, der Feuilletonredakteur der «Basler Nachrichten», setzt sich für Frey ein, vor allem aber Franz Merz, der offenbar eine Zurücknahme des Verbots erwirken kann. Finanziell bleibt Freys Lage dennoch existenzbedrohend, er lebt von der Unterstützung durch Freunde und Zuwendungen durch die «American Guild», vor allem aber durch die «Basler Hilfestelle für Flüchtlinge», die ihm zwischen 1938 und 1945 monatlich 150 Franken auszahlt. Immerhin bessert sich die Wohnsituation, als Frey 1942 eine kleine Wohnung an der Oberwilerstrasse bezieht.

1945 können dann gleich drei Bücher Freys erscheinen, doch lediglich die im Basler Burg Verlag publizierte Tiergeschichte «Birl, die kühne Katze» wird ein bescheidener Erfolg. Immerhin darf Alexander Moritz Frey nach Kriegsende nun auch Schweizer Autoren und Verlagsprodukte besprechen, seine Rezensionen erscheinen meist unter dem Kürzel «Amf» in der Basler «National-Zeitung». Eine Rückkehr nach Deutschland lehnt Frey ab. Er beginnt einen regelrechten Kreuzzug gegen deutsche Autoren, die Hitler 1933 die Treue geschworen hatten und nun schon wieder publizieren können, schreibt zornige Briefe an deren Verleger, protestiert lautstark gegen Ida Seidel, die «den ‹Führer› in einer gar nicht misszuverstehenden Weise besungen» habe, klagt Hans Carossa, Gottfried Benn und Arnolt Bronnen, Otto Flake und Walter von Molo an, der «die Unverschämtheit gehabt [hat], das Wort kritisch an Thomas Mann zu richten, statt sich in Scham zu verkriechen»¹⁴.

Die Schweizer Staatsangehörigkeit wird dem Staatenlosen noch 1953 mit der Begründung verwehrt, er sei «nicht genügend assimiliert», «indem er eine Art Deutscher blieb»¹⁵. 1954 lässt man ihn wissen, er habe in einer Rezension «gewisse Eigenarten der schweizerischen Schriftsprache als Papierdeutsch herabgewürdigt»¹⁶. Freys Anwalt rekuriert: Wenn die Behörden so argumentieren, hätte konsequenterweise «wohl auch einem Hermann Hesse die Einbürgerung verweigert werden müssen»¹⁷. Im November 1956 erleidet Frey einen Hirnschlag. Vier Wochen später erhält er – auf dem Totenbett – endlich das begehrte Basler Bürgerrecht. Verarmt und weitgehend vergessen stirbt Alexander Moritz Frey, der bis heute zu den grossen Unbekannten der deutschen Literatur zählt, am 24. Januar 1957 in seiner Basler Wohnung.

Anmerkungen

- 1 Frey, Alexander Moritz: Curriculum Vitae. Undatiertes Typoskript in der Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main, Archiv der American Guild for German Cultural Freedom, Archiv A. M. Frey, Sign. EB 70/117.
- 2 Frey, Alexander Moritz: Der unbekannte Gefreite. Deutsches Literaturarchiv Marbach, Archiv A. M. Frey, Sign. 1528, Kasten 520, S. 1.
- 3 Frey, Alexander Moritz: Curriculum Vitae, a.a.O.
- 4 *National-Zeitung*, 25.1.1957.
- 5 *Die Weltbühne*, Nr. 25/1929.
- 6 Vgl. dazu: Deutschsprachige Schriftsteller im Schweizer Exil. Hrsg. von der Gesellschaft für das Buch e.V., Redaktion: Frank Wende. Wiesbaden 2002, S. 177.
- 7 Alexander Moritz Frey an Thomas Mann, 25.7.1940. – Zit. nach: Ernsting, Stefan: Der phantastische Rebell Alexander Moritz Frey oder Hitler schießt in die Luft. Zürich 2007, S. 150.
- 8 Zit. nach: Deutschsprachige Schriftsteller im Schweizer Exil, a.a.O., S. 179.
- 9 Zit. nach: Deutschsprachige Schriftsteller im Schweizer Exil, a.a.O., S. 179.
- 10 Alexander Moritz Frey an Volkmar von Zühlsdorff, 25.12.1938. – Zit. nach: Albert, Hans-Walter: «Der Meisterzeichner von Nachtstücken und Traumgesichten». Alexander Moritz Frey – wiederzuentdecken. Frankfurt am Main 1988, S. 38.
- 11 Zit. nach: Albert, a.a.O., S. 38.
- 12 Zit. nach: Albert, a.a.O., S. 179.
- 13 Zit. nach: Albert, a.a.O., S. 45.
- 14 Frey, Alexander Moritz: Die Situation des deutschen Schriftschaffens. *Tages-Anzeiger*, 24.9.1947.
- 15 Zit. nach: Walter, a.a.O., S. 47.
- 16 Zit. nach: Walter, a.a.O., S. 47.
- 17 Hans Eckert an das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement, 16.8.1954. – Zit. nach: Walter, a.a.O., S. 199.



Gustaf Gründgens

(22.12.1899 Düsseldorf – 7.10.1963 Manila)

Holbeinstrasse 69

Ein Darsteller, der «sich nur darin gefällt, mit dekadent-morbider Eitelkeit, in der Nachfolge Oscar Wildes» den Hamlet zu spielen, genüge nicht für das «nordisch-deutsche Wesen» des Dänenprinzen, heisst es am 3. Mai 1936 im nationalsozialistischen «Völkischen Beobachter». Zwar wird der Name des Schauspielers Gustaf Gründgens nicht genannt, doch dieser empfindet den ganzseitigen Artikel als «ungeheuerlichen Angriff»¹ auf sich; schliesslich steht er seit Januar als Hamlet auf der Bühne des Preussischen Staatsschauspiels, als dessen Intendant er seit 1934 amtiert.² «Ich habe damals – wie die meisten von uns – nicht für möglich gehalten, dass sich das neue Regime so lange würde halten können, und sah meine Aufgabe darin [...], die Staatstheater, die mir völlig überraschend und ohne lange Vorgeschichte zufielen, über diese Spanne der Torheit hinüberzuretten»³, wird sich Gründgens rückblickend rechtfertigen. Hat er die Intendanz wirklich aus altruistischem Verantwortungsbewusstsein angenommen? Um Schlimmeres zu verhindern, aber zwangsweise in Kauf nehmend, zur Salonfähigkeit des Nationalsozialismus beizutragen? Oder aus der Lust am riskanten Spiel, einen Tanz «auf dem Rasiermesser»⁴ wagend, wie das Carl Zuckmayer nennen wird? Der Verweis auf den Dandy Oscar Wilde ist eine deutliche Anspielung auf den bekanntermassen homosexuellen Gründgens⁵, dessen persönliche Gefährdung sich kaum bestreiten lässt. Selbst der exilierte Klaus Mann, der älteste Sohn Thomas Manns, Gründgens' Ex-Schwager und einstmals zugleich sein enger Freund, hatte schon am 23.12.1934 in sein Tagebuch notiert: «Die neuen antischwulen [sic!] Aktionen. Gustafs fatale Lage. In solchen Häuten möchte man nicht stecken.»⁶

Nach der Lektüre des «Völkischen Beobachters» zögert Gründgens nicht lange. Er übergibt seinem Vater Arnold ein an Hermann Göring gerichtetes Schreiben, mit der Mitteilung, er sei emigriert, und besteigt den Nachtzug nach Basel. Dort lebt der Innenarchitekt und Kunsthändler Christoph Bernoulli; mit ihm ist Gustaf Gründgens seit acht Jahren eng befreundet.⁷ Bernoullis Frau Alice, aus einer polnisch-jüdischen Familie stammend, hatte Gründgens erstmals 1933 getroffen – als er auf dem Rückweg von Filmarbeiten in Spanien nach Berlin in Basel halt machte – und zwar, wie sich Alice Bernoulli Jahrzehnte später erinnern wird, «im leider inzwischen verschwundenen himmlischen Lokal «Hirschen» im Klein-Basel, in dem geschwoft wurde, und sich seltsame Pärchen drehten»⁸. «Es war ein himmlisches Bumslokal,

Abb. 11: Gustaf Gründgens.



Abb. 12:
Gustaf Gründgens
in der Titelrolle
von Shakespeares
«Hamlet» im Staat-
lichen Schauspielhaus
Berlin, Januar 1936.

in dem Männer mit Männern und Frauen mit Frauen tanzten.» Angesichts der bevorstehenden Rückkehr ins «Dritte Reich» sei Gründgens allerdings «verstört» gewesen «bei dem Gedanken, dass die Türen hinter ihm zungen, das waren noch seine Worte, da sagte GG wörtlich: «Jetzt schliesst sich etwas und man weiss nicht was kommt ...!»»⁹

Als Arnold Gründgens am 4. Mai 1936 von der Ankunft seines Sohnes bei den Bernoullis in Basel unterrichtet wird, stellt er den Brief wie vereinbart Göring zu. Schon bald darauf klingelt das Telefon in der Holbeinstrasse 69, Alice Bernoulli nimmt den Hörer ab. Hermann Göring persönlich ist am Apparat, als Preussischer Ministerpräsident auch oberster Dienstherr des geflüchteten Intendanten, den er unverzüglich zu sprechen verlangt. Die beiden Redakteure des «Völkischen Beobachters» hätten keineswegs eine offizielle Meinung vertreten und seien bereits inhaftiert

worden¹⁰, versichert Göring und fordert mit aller Schärfe die sofortige Rückkehr des Schauspielerstars. Sollte Gründgens noch länger in Basel bleiben, so erpresst Göring seinen Intendanten, habe das für dessen Familie und Freunde Folgen. Christoph Bernoulli wird Jahre später in einem Brief an Gründgens' Adoptivsohn Peter Gorski den Anruf, bei dem seine Frau Alice zugegen war, so schildern: «Neben der Drohung, den Schutz über die Gustaffreunde und Gustafmitarbeiter nicht aufrecht erhalten zu können, wurden von Göring folgende Fragen gestellt. Sie lauteten: Wollen Sie Minister werden, wollen Sie eine höhere Gage erwirken, wollen Sie ein Rittergut geschenkt bekommen? Auf diese Fragen antwortete Gustaf, seine Reise nach Basel bezwecke keine irgendwie gearteten materiellen Vorteile zu erwirken, aber es sei ihm unmöglich, seine künstlerischen Aufgaben in einer feindlichen Atmosphäre und gegen die Hetze einer absprechenden Presse zu leisten. Darum wolle er gehen.»¹¹

Nach Hermann Görings Anruf in Basel fährt Gründgens unverzüglich zurück nach Berlin und steht dort bereits am 7. Mai wieder als Hamlet auf der Bühne. Noch am selben Tag wird durch Göring seine Ernennung zum Preussischen Staatsrat verkündet, ein politisch bedeutungsloser Titel, der Gustaf Gründgens aber quasi Immunität garantiert, denn ein Staatsrat kann nur mit persönlicher Erlaubnis des Ministerpräsidenten verhaftet werden. Und im Juni wird sein Gehalt von 95 000 auf 150 000 Reichsmark jährlich erhöht, zuzüglich einer steuerfreien «Dienstaufwandsentschädigung» von 50 000 RM jährlich.¹² War die Kurzreise nach Basel denn wirklich ein ernstgemeinter Emigrationsversuch? Gründgens wird das Zeit seines Lebens bejahen: Er sei in die Schweiz gefahren, «mit der Absicht, nicht mehr wiederzukehren»¹³. Für seinen Freund und persönlichen Referenten Erich Zacharias-Langhans hingegen wird drei Jahrzehnte später feststehen: «Es war mehr ein Demonstrationsakt. Denn effektiv wollte GG ja nicht weg. Er tat nur so.»¹⁴

Der nächste Aufenthalt von Gründgens in Basel hat einen ganz anderen Charakter: Als er im Juli 1937 erneut bei den Bernoullis in der Holbeinstrasse 69 logiert, spielt er nicht einmal mehr mit dem Gedanken, sich dauerhaft in der Schweiz niederzulassen. Gustaf Gründgens macht Urlaub, gemeinsam mit der Schauspielerin Marianne Hoppe, die seit Juni 1936 seine Ehefrau ist. Gerüchte behaupten, diese Heirat diene als Schutzmassnahme, und zweifellos ist Göring erleichtert darüber, dass das Privatleben seines homosexuellen Protegés nun zumindest nach aussen hin in konventionelleren Bahnen verläuft, doch Marianne Hoppe wird im Rückblick ihre Ehe mit Gründgens, mit dem sie bis zu dessen Tod «eine vollkommene Zuneigung» verbindet, stets so charakterisieren: «Man hat sich die Stange gehalten.»¹⁵ Auch Brigitte Horney, als Filmschauspielerin im «Dritten Reich» ähnlich populär wie die Hoppe, ist im Sommer 1937 zu Gast bei den Bernoullis, ebenso der Regisseur Francesco von Mendelssohn, der Deutschland 1933 verlassen hatte und seit 1935 vorwiegend in New York lebt. Die populären NS-Stars, der Emigrant jüdischer Herkunft und die gemeinsamen Basler Freunde besichtigen das Goetheanum in Dornach und sonnen sich im Freibad des solothurnischen Flüh.

Nur wenige Tage später trifft Francesco von Mendelssohn in Paris mit Klaus Mann zusammen, dem Autor des im Jahr zuvor erschienenen Exilromans «Mephisto», der bis heute das Bild von Gustaf Gründgens nachhaltig prägt: Der nach



Abb. 13:
Gustaf Gründgens mit
Brigitte Horney und
Marianne Hoppe 1937
vor dem Goetheanum
Dornach.

Gründgens' Vorbild gezeichnete Schauspieler Hendrik Höfgen ist «ein Affe der Macht und ein Clown zur Zerstreung der Mörder»¹⁶. Zur gleichen Zeit, am 27. Juli 1937, vermerkt Joseph Goebbels in seinem Tagebuch, dass Hitler «sehr bestürzt über den Sumpf im Staatstheater» sei. «Gründgens soll sich bald ins Ausland verdrücken.» Zwei Tage später heisst es, Hitler sei «der Meinung, dass Gründgens ganz weg muss. [...] diese 175er¹⁷ sind ja alle hysterisch wie die Weiber.» Und am 21. Januar 1938 notiert der Propagandaminister in sein Tagebuch: «Dabei ist der ganze Gründgens-Laden vollkommen schwul. Ich verstehe da Göring nicht. Mir kribbelt es in den Fingern. Ich würde nicht so stillehalten wie Hinkel¹⁸. Und wenn ich dabei verrecke.»¹⁹

Schon eine Woche zuvor war am 13. Januar 1938 Erich Zacharias-Langhans verhaftet worden. Gründgens hatte «Zack», mit dem er seit Mitte der 20er Jahre eng befreundet ist, gleich zu Beginn seiner Intendanz 1934 als persönlichen Referenten verpflichtet und, da Erich Zacharias-Langhans sogenannter Halbjude ist, unter dem



Abb. 14: Gustaf Gründgens 1937 im Freibad von Flüh, hinter ihm Francesco von Mendelssohn, vor ihm liegend Christoph Bernoulli und Brigitte Horney.

unverfänglicheren Namen Langhans beschäftigt und aus eigener Tasche bezahlt – was ihm Klaus Mann in seinem Roman «Mephisto» (in dem Langhans unschwer in der Figur des Johannes Lehmann zu erkennen ist) zum Vorwurf macht: Er habe sich durch einen Menschen von der «Paria-Rasse in seinen Diensten» eine «Rückversicherung» schaffen wollen.²⁰ Nun, im Januar 1938 steht die Einweisung des inhaftierten «Zack» in ein Konzentrationslager schon unmittelbar bevor, als Gründgens nach drei Tagen bei Göring seine Freilassung erreicht, Zacharias-Langhans wird «den Herren Himmler und Göring persönlich vorgeführt und mit sofortiger Wirkung des Landes verwiesen». Dies geschieht, wie sich Zacharias-Langhans erinnern wird, «mit der Begründung dass meine Person in der unter Verheimlichung meines jüdischen Namens innegehabten Stellung bei Intendant Gründgens untragbar sei. Die Ausweisung erfolgte mit sofortiger Wirkung; ich konnte unter Aufsicht von zwei Gestapo-Beamten in meiner Wohnung das Nötigste zusammenpacken und wurde unter Bewachung und Begleitung derselben zwei Beamten an die Schweizer Grenze nach Basel abtransportiert.»²¹ Dort nehmen ihn die Bernoullis in Empfang. Erich Zacharias-Langhans wohnt zunächst zwei Monate lang in der Holbeinstrasse 69; als seine Aufenthaltserlaubnis nicht verlängert wird, reist er weiter nach Airolo und emigriert dann über London ins chilenische Valparaiso.

Doch wie sicher ist Gründgens selbst? Und wie unerschütterlich gefestigt die Machtposition seines Gönners Göring? Gründgens bleibt bis zum Ende des «Dritten Reiches» Generalintendant der Preussischen Staatstheater, Reichskultursenator und Präsidentalrat der Reichstheaterkammer, wird als Bühnen- und Filmstar fürstlich entlohnt und wohnt in feudalen Residenzen. Er besitzt nicht nur ein schlossartiges märkisches Herrenhaus mit fast 30 Zimmern, 25 km südöstlich von Berlin idyllisch in einem drei Hektar grossen Park gelegen (das Anwesen hatte Gründgens vom Erben des jüdischen Bankiers Ernst Goldschmidt zu einem so verdächtig günstigen Preis erworben, dass rund 60 Jahre später sein Erbe Peter Gründgens-Gorski und Goldschmidts Sohn Rudolf den Streit um die Besitzansprüche vor Gericht austragen werden), er bewohnt auch die ehemalige Wohnung des 1933 emigrierten Max Reinhardt im Hofgärtnerwohnhaus des Schlosses Bellevue; der Basler Freund Christoph Bernoulli hatte sie im August 1936 in Gründgens' Auftrag teilweise neu ausgestattet und im oberen Stockwerk zwei durch ein gemeinsames Frühstückszimmer verbundene Appartements für Gründgens und Marianne Hoppe eingerichtet. «Gründgens [...], den ich für Wien und Berlin entdeckte und durchsetzte, besitzt nicht nur die höchste Stellung im heutigen deutschen Theaterleben und alle damit verbundenen Ehren, er besitzt auch meine Wohnung, meine Wandbilder und Einrichtungen, die man mir ohne ein Wort einfach weggenommen hat. Schlimmer ist schon, dass er selbst nicht ein Wort dafür findet, trotzdem er, wie kaum ein anderer, es ruhig riskieren könnte»²², klagt der emigrierte Max Reinhardt.

Nach Kriegsende wird Gründgens von den Russen neun Monate interniert²³, nach mehreren Entnazifizierungsverfahren, bei denen auch die kurze Emigration nach Basel keine geringe Rolle spielt, darf er wieder als Künstler tätig sein. Er steht erstmals 1946 in Berlin auf der Bühne, wird 1947 Intendant in Düsseldorf, 1955 in Hamburg, ist zweifellos der bedeutendste und einflussreichste Theatermann der

Adenauer-Ära und feiert mit seiner Inszenierung von Goethes «Faust», in der er seine Glanzrolle Mephistopheles spielt, Erfolge auch auf Gastspielen in Moskau, New York und Venedig.

Der Kontakt mit seinen Basler Freunden bricht in all den Jahren nicht ab; schon kurz nach Kriegsende setzt wieder ein reger Briefwechsel ein. «Ich würde zu gerne ein paar Tage im kleinen Zimmer mit den vielen Bildern in der Holbeinstrasse sein, das Bächlein rauschen hören und mit Euch reden. Aber das wird noch Weile haben müssen»²⁴, schreibt Gründgens 1947 an Alice Bernoulli und verbringt in den Jahren darauf immer wieder Ferientage mit seinen Freunden in der Schweiz. Wie herzlich und intim der so kalt-distanziert wirkende Gründgens sein kann, davon zeugt eine in der Nacht auf den 10. Mai 1958 nach der Hamburger Premiere von «Faust II» geschriebene Briefkarte an Alice und Christoph Bernoulli: «Es gehört zum Schönsten, Euch zu Freunden zu haben, und ich bin friedlich und freundlich und in die wünschenswerteste Dimension erhöht, wenn ich daran denke. Diese Aufführung noch geschafft zu haben, hat mir viel bedeutet, und ich sage ohne Nebengeräusche: das war der Anfang vom Ende des Lebens, das ich so gerne anständig gelebt haben möchte und anständig zum Schluss bringen möchte, und Ihr gehört so dazu – als Regulativ neben allem anderen.»²⁵

Auf einer Weltreise stirbt Gründgens, der kurz zuvor die Intendanz des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg auf eigenen Wunsch beendet hatte, in der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober 1963 in Manila. Sein junger Begleiter Jürgen Schleiss findet ihn auf dem Boden des Hotelbadezimmers liegend, im Waschbecken ein leeres Tablettenröhrchen des Schlafmittels Nembutal. Auf einen Briefumschlag hatte Gründgens geschrieben: «Ich habe, glaube ich, zu viel Schlafmittel genommen, mir ist ein bisschen komisch. Lass mich ausschlafen.»²⁶ Die deutsche Boulevardpresse veröffentlicht Fotos der halbentblösten Leiche, garniert mit Spekulationen über Mord oder Selbstmord.

Klaus Manns von vielen als skandalöser Schlüsselroman und als lediglich persönlichem Hass entsprungene Schmähschrift diffamierter Roman «Mephisto», den der Autor 1936 auf eine Anregung Hermann Kestens hin verfasst hat, wird nach einer Abwägung der Persönlichkeitsrechte des 1963 verstorbenen Gründgens und dem Recht auf künstlerische Freiheit des 1949 aus dem Leben geschiedenen Klaus Mann 1966 durch das Hanseatische Oberlandesgericht Hamburg verboten – mit einer skandalösen Begründung: «Die Allgemeinheit ist nicht daran interessiert, ein falsches Bild über die Theaterverhältnisse nach 1933 aus der Sicht eines Emigranten zu erhalten.»²⁷ Die 1979 vom Théâtre du Soleil in Paris uraufgeführte Dramatisierung des Romans durch Ariane Mnouchkine ebnet den Weg für eine Buchpublikation auch in der BRD, Ende 1980 erscheint trotz des fortbestehenden Verbots eine Taschenbuchausgabe. Die deutschsprachige Erstaufführung von Mnouchkines «Mephisto» findet am 22. Januar 1981 in der Basler Komödie statt.

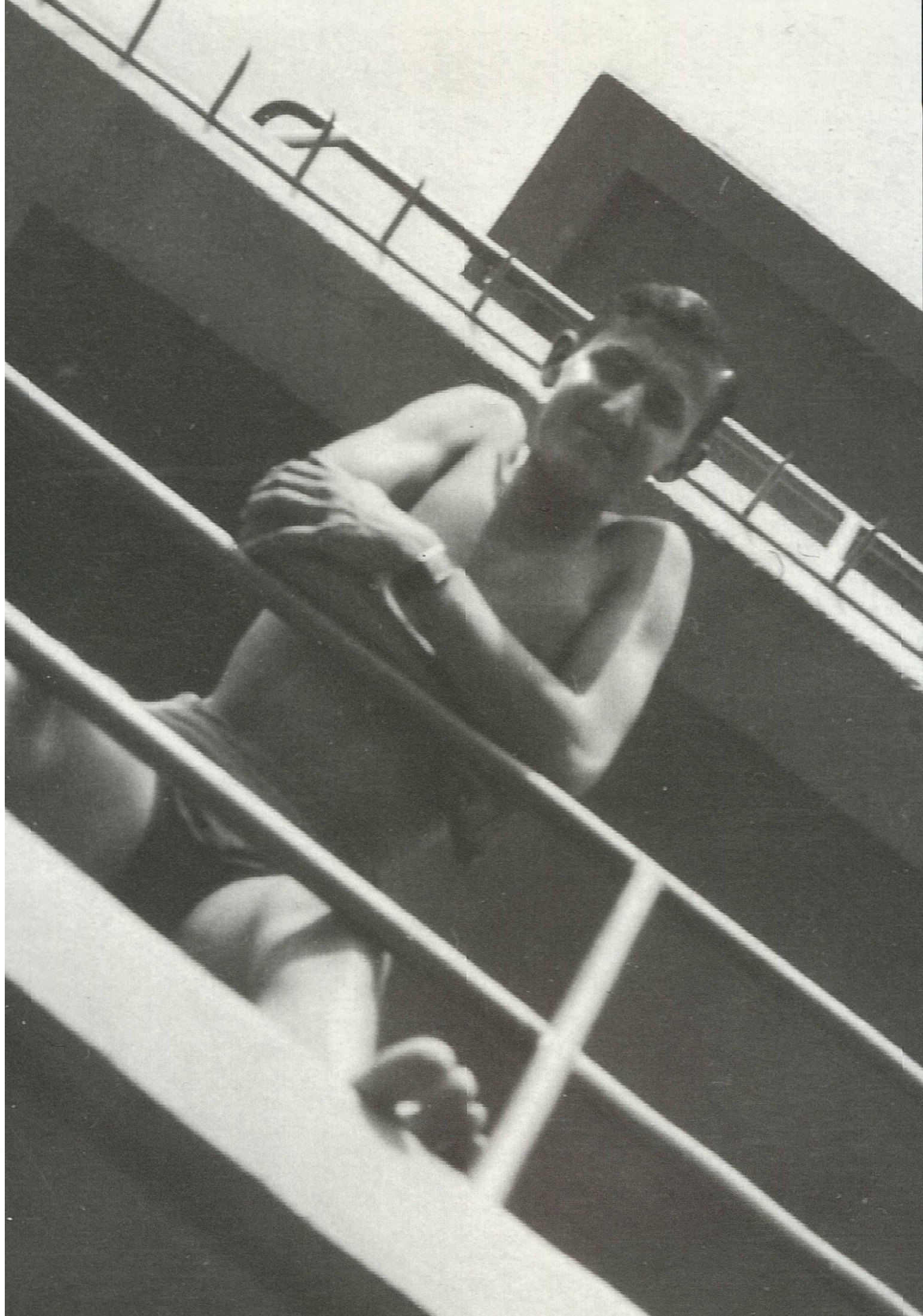
Im Herbst desselben Jahres stirbt im aargauischen Rheinfelden Gründgens' Basler Freund Christoph Bernoulli. Bei der Gedenkfeier am 2. Oktober 1981 in der Aula der Museen in der Augustinergasse liest Marianne Hoppe Texte von Bernoulli, Georg Christoph Tobler und Friedrich Nietzsche. Als sie danach Arm in Arm mit

Brigitte Horney den Münsterberg hinuntergeht, freuen sich die beiden Stars über das Aufsehen, das sie erregen und geniessen sichtlich ihre Popularität – fast ein halbes Jahrhundert nach ihren ersten gemeinsamen Ferien mit Gründgens bei den Bernoullis in Basel ...

Anmerkungen

- 1 Badenhausen, Rolf / Gründgens-Gorski, Peter (Hrsg.): Gustaf Gründgens. Briefe, Aufsätze, Reden. Hamburg 1967, S. 18.
- 2 Der von den Nationalsozialisten 1933 eingesetzte, künstlerisch eher mittelmässige Intendant Franz Ulbrich hatte zwar versucht, «nationale» Vorgaben zu erfüllen, nicht aber den bildungsbürgerlichen Geschmack Görings befriedigt, der eine durchaus traditionelle, repräsentative «Hochkultur» pflegen wollte und auf die Akzeptanz des Staatsschauspiels bei der bürgerlich-konservativen Mittelschicht hoffte.
- 3 Badenhausen/Gründgens-Gorski, a.a.O., S. 359.
- 4 Zuckmayer, Carl: Geheimreport. Göttingen 2002, S. 153.
- 5 Der nachweislich bisexuelle Gustaf Gründgens galt in den 20er und 30er Jahren in den Augen der Öffentlichkeit als Homosexueller, die Ehe mit der Schauspielerin Marianne Hoppe wurde von vielen als Scheinehe angesehen.
- 6 Mann, Klaus: Tagebücher 1934–1935. Reinbek 1995, S. 80.
- 7 Christoph Bernoulli (2.10.1897 Basel – 9.8.1981 Rheinfelden) aus der berühmten Mathematikerdynastie studierte Philosophie, Deutsche Philologie und Musikwissenschaft in Basel und wurde 1921 promoviert. 1921 kam er durch Gerhart Hauptmann nach Berlin. 1922 gründete er in Berlin den Musikverlag Edition Bernoulli, ab Mitte der 20er Jahre war er vorwiegend als Kunsthändler und Innenarchitekt tätig. Am 4.3.1926 heiratete er in Berlin-Schmargendorf Alice Meisel (18.9.1902 Warschau – 23.9.1982 Basel), die er im Sommer 1921 durch Gerhart Hauptmann in Hiddensee kennengelernt hatte. – Für weitere Hinweise danke ich herzlich Dr. Carl Christoph Bernoulli, Basel.
- 8 Brief von Alice Bernoulli an Gustaf Gründgens, Pfingsten 1958. Nachlass 316 Gustaf Gründgens, Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz.
- 9 Typoskript eines Interviews von Curt Riess mit Alice Bernoulli. Nachlass 316 Gustaf Gründgens, Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz.
- 10 In einem Interview mit Curt Riess äussert sich Christoph Bernoulli anders: «Und eigentlich war die allerstrengste Bedingung von GG, dass irgendein Kritiker verschwand, der GG das Leben in Berlin sauer machte. Das hat er verlangt, und da gab man ihm zu verstehen, das sei nun das allerschwerste, was er verlange.» Typoskript eines Interviews von Curt Riess mit Christoph Bernoulli. Nachlass 316 Gustaf Gründgens, Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz.
- 11 Brief von Christoph Bernoulli an Peter Gründgens-Gorski vom 9.5.1968. Nachlass 316 Gustaf Gründgens, Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz. – Im Nachlass von Christoph Bernoulli existiert ein – in Teilen dem Brief an Peter Gründgens-Gorski wortgleicher – Entwurf (mit durchgestrichenen und korrigierten Varianten) zu einem Antwortschreiben an Gründgens' Sekretärin Ursula Stadermann, die sich am 18.2.1981 an Bernoulli gewandt hatte. Darin heisst es: «[...] seine Reise hätte keinen erpresserisch eigennützigen Zweck, sondern sei ein künstlerisches Problem, er könne unter derart feindlichen Widersachern, die sich besonders in der Presse vernehmen lassen, nicht arbeiten.» [Universitätsbibliothek Basel, Nachlass Christoph Bernoulli, A IV 7,22]. Ich danke Silvia Wessang für die Hilfe bei der Recherche.
- 12 Vgl. dazu: Jammerthal, Peter: Ein zuchtvolles Theater. Bühnenästhetik des «Dritten Reiches». Das Berliner Staatstheater von der «Machtergreifung» bis zur Ära Gründgens. Phil. Diss. FU Berlin 2005, S. 248.
- 13 Brief von Gustaf Gründgens an Konstantin Prinz von Bayern, 7.1.1956. Nachlass 316 Gustaf Gründgens, Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz.
- 14 Typoskript eines Interviews von Curt Riess mit Erich Zacharias-Langhans. Nachlass 316 Gustaf Gründgens, Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz. – Für Hinweise zur Biographie von Erich Zacharias-Langhans danke ich Warner Poelchau, Ashausen.
- 15 Gespräch mit Marianne Hoppe am 20.5.1997 in Berlin.
- 16 Mann, Klaus: Mephisto. Reinbek 1981, S. 331.

- 17 § 175 des deutschen Strafgesetzbuches stellte Homosexualität unter Strafe. In der von 1872 bis 1935 gültigen Fassung hiess es: «Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Tieren begangen wird, ist mit Gefängnis zu bestrafen [...]» Von den Nationalsozialisten wurde der § 175 im Jahr 1935 verschärft und um § 175a erweitert, der «qualifizierte Straftatbestände» aufführte.
- 18 Hans Hinkel (22.6.1901 Worms – 8.2.1960 Göttingen), seit 1921 Mitglied der NSDAP, war ab 1933 Staatskommissar im Preussischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Ab 1934 hatte Hinkel zudem leitende Funktionen im Propagandaministerium, u.a. als «Sonderbeauftragter für die Überwachung und Beaufsichtigung der Betätigung aller im deutschen Reichsgebiet lebenden nichtarischen Staatsangehörigen auf künstlerischem und geistigem Gebiet», sowie in der Reichskulturkammer; 1944 wurde er zum Reichsfilmintendanten ernannt.
- 19 Zit. nach: Fröhlich, Elke (Hrsg.): Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Teil I: Aufzeichnungen 1923–1941. München/New York/London/Paris 1987.
- 20 Gründgens und Zacharias-Langhans vermuteten stets, dass Klaus Manns Äusserungen im 1936 publizierte «Mephisto» zu Zacharias-Langhans' Verhaftung im Januar 1938 führten. Vgl. dazu etwa eine eidesstattliche Erklärung von Erich Zacharias-Langhans aus dem Jahr 1953 im Zusammenhang mit dem geplanten Erscheinen des Romans «Mephisto» im Blanvalet-Verlag.
- 21 Undatiertes Memorandum von Erich Zacharias-Langhans [aus dem Jahr 1957]. Nachlass 316 Gustaf Gründgens, Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz.
- 22 Undatierter Brief [von Ende August 1937] von Max Reinhardt an Eleonora von Mendelssohn. New York Public Library, Eleonora Mendelssohn Papers, Box 3. Für die Abdruckgenehmigung danke ich Michael Heltau und Loek Huisman, Wien.
- 23 Gründgens war zunächst in einem Gefangenenlager bei Weesow, nordöstlich von Berlin, interniert und wurde dann in das bei Lieberose gelegene Internierungslager Jamlitz verlegt: ursprünglich ein Straflager der SS, das im September 1945 das NKWD (Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten der UdSSR) übernahm.
- 24 Brief von Gustaf Gründgens an Alice Bernoulli, 19.5.1947. Nachlass 316 Gustaf Gründgens, Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz.
- 25 Badenhausen/Gründgens-Gorski, a.a.O., S. 426.
- 26 Teilnachlass Gustaf Gründgens im Theatermuseum der Landeshauptstadt Düsseldorf/Dumont-Lindemann-Archiv.
- 27 Zit. nach: Spangenberg, Eberhard: Karriere eines Romans. Mephisto, Klaus Mann und Gustaf Gründgens. München 1982, S. 176.



René Guggenheim (26.7.1913 Basel – 26.7.1954 Ibiza)

Thiersteinerallee 44 / Aeschengraben 16

«Was isch denn i mym Harem los?», echauffiert sich der von Rudolf Bernhard gespielte Basler Sebastian Hunzig im gleichnamigen Film. Die Filmhandlung, die auf einem Schwank von Paul Altheer (dem langjährigen Chefredaktor des «Nebenspalter») basiert, ist rasch skizziert: Hunzig erzählt beim wöchentlichen Kegelabend immer wieder, wie er in Istanbul die Tochter eines Paschas vor dem Ertrinken gerettet habe, doch keiner glaubt ihm, bis eines Tages ein Brief aus der Türkei eintrifft: Der Pascha sei verstorben und habe Hunzig seinen Harem vererbt. Begleitet von seinem Freund Balduin (Max Haufler) fährt Hunzig nach Istanbul, wo er vom Grosseunuchen (Alfred Rasser) empfangen wird. Die Ehefrauen der beiden, die ihnen aus Basel nachreisen, um sie zurückzuerobern, bestechen den Eunuchen, dringen verschleiert in den Serail ein und reihen sich unter die Bauchtänzerinnen. Die beiden Freunde versöhnen sich mit ihren Frauen und veräussern den Harem an den neuen Pascha – ohne zu begreifen, dass sie ihre beiden Frauen mitverkaufen. Doch sie können den Pascha überwältigen, die Frauen retten und kehren mit ihnen nach Basel zurück.

Gedreht wird dieser niveaulose, aber mit populären Basler Darstellern besetzte Schwank in der Haupthalle der Mustermesse, wo man mit geliehenen Orientteppichen den Istanbuler Harem aufgebaut hat. Es ist die erste Produktion der am 6. Mai 1936 mit einem Startkapital von 80 000 Franken gegründeten Basler Firma «Tonfilm Frobenius AG»¹, einem Zweig der gleichnamigen Kunstdruckerei. Initiiert hat das Unternehmen der Bankierssohn Dietrich Sarasin², Geschäftsleiter der Filmfirma ist Wolfgang La Roche, der Sohn des Architekten Emanuel La Roche (und spätere Ehemann der Künstlerin Meret Oppenheim), als künstlerischer Leiter fungiert der gerade mal 23-jährige René Guggenheim, der die Frobenius-Film bis 1948 leiten wird.

Geboren 1913 in Basel als Sohn eines Kaufmanns, der die Firma «Constant Guggenheim & Co., Handel und Kommission von Manufakturwaren en gros» betreibt, lebt René Guggenheim nach dem Tod des Vaters zunächst gemeinsam mit seiner Mutter Ilse Guggenheim-Herbort und dem zwei Jahre älteren Bruder Max (der im Gegensatz zu seinem flamboyanten Bruder ein äusserst bürgerliches Leben einschlagen und Generalagent der «Providentia» werden wird) in der Thiersteinerallee 44. Nach dem Schulabschluss besucht René Guggenheim zwar eine Zeitlang die Basler Gewerbeschule und beginnt dann halbherzig ein Studium der Zahnmedizin, doch den hochgewachsenen, schlanken und ausnehmend gutaussehenden jungen Mann zieht es zur Kunst. Er wirkt in einigen surrealistischen Pantomimen von Marie-Eve Kreis mit, in denen er meist Pariser Typen zwischen Boulevard und Banlieue spielt,

Abb. 15: René Guggenheim im Eglisee-Freibad, 1929.

er experimentiert als Graphiker und Maler surrealistischer Bilder, vor allem aber liebt er das Bohème-Leben – genau wie seine Freunde Dietrich Sarasin und Wolfgang La Roche. Und so füllen die ausschweifenden Trinkgelage der drei im legendären «Club 33» neben dem Kuchlin-Theater, ihre Streiche und nicht zuletzt ihre Verschwendungssucht die Klatschspalten der lokalen Presse – ihre Filmtätigkeit hingegen bleibt zunächst weitgehend echolos. Der dilettantisch realisierte «Harem»-Film kommt nämlich ebenso wenig in die Schweizer Lichtspieltheater wie René Guggenheims andere Werke: Sieht man von einigen Dokumentarfilmen ab, die er für die Ciba-Geigy herstellt (darunter 1946 «Thrombosis und Embolie»), gelangt nur der 1940 entstandene Kriminalfilm «Weyerhuus» mit Ellen Widmann und Lukas Ammann in die Kinos. Dabei wartet Guggenheims zweiter Streifen, «Das Gespenst von Castle Stuart» aus dem Jahr 1937, immerhin mit der Hauptdarstellerin Therese Giehse auf, die Bertolt Brecht einmal die grösste Schauspielerin Europas nennen wird. Doch die belanglose Schrulle um ein betrunkenes Gespenst ist in wenigen Tagen recht uninspiriert zusammengeschustert worden – trotz optimaler Produktionsbedingungen: Die neueröffneten Ateliers in Münchenstein sind für Jahre die grössten und am besten ausgestatteten Studios der Schweiz. Auf Drängen von Dietrich Sarasin hatte die Basler Bank Sarasin & Cie. den Hallenkomplex von der BBC erworben und mit drei Millionen Franken die Errichtung von zwei grossen Tonateliers und einem Aussengelände, Garderoben, Büros, Werkstätten und einem 60 Personen fassenden Restaurant finanziert – beste technische Voraussetzungen also für den Aufbau einer Filmindustrie in Basel, wo bisher u.a. die 1912 gegründete Eos-Film AG von Robert Rosenthal und Rudolf Fechter (mit Ateliers in der Spalenvorstadt) und die Firmen von Konrad Lips (mit Ateliers zunächst in Neu-Allschwil, dann in der Mustermesse) Filme produziert hatten.

René Guggenheim leitet den Münchensteiner Studiobetrieb, sein Freund Dietrich Sarasin fungiert als Präsident des Verwaltungsrats. Die Studios im Dreiländereck sollen an in- und ausländische Filmfirmen vermietet werden, was auch geschieht und sogleich zu einem Eklat führt, als im Winter 1937/38 bei den Dreharbeiten zum Kolonial-Melodram «Die Frau und der Tod» von den mitwirkenden Schweizer Schauspielern Hermann Gallinger und Charles F. Vaucher «Ariernachweise» gefordert werden. Eine Weigerung, so wird gedroht, habe Gagensperrung zur Folge. Für die Hauptrollen hat die produzierende Münchensteiner «Prisma Ton- und Farbenfilm AG»³ nämlich Prominenz aus dem «Dritten Reich» verpflichtet, der ein hoher Funktionär der NS-Reichsfilmkammer beigelegt ist. «So wurden die schweizerischen Mitwirkenden samt Sekretärinnen gezwungen, sich in ihren Heimatgemeinden den «Ariernachweis» zu bestellen bis hinunter ins Jahr 1800.»⁴ Als Begründung gibt man an, der Film könne nur dann nach Deutschland verkauft werden, wenn die Abstammungsnachweise sämtlicher Beteiligten vorlägen. «Das heisst: ein deutsch gesprochener Schweizerfilm ist, bevor auch nur der erste Meter gedreht und das erste Wort gesprochen wurde, schon deutsches Nazikulturgut», echauffiert sich Charles F. Vaucher in der Presse und verweist darauf, dass das «Dritte Reich» diesen Nachweis bei Filmen aus Frankreich, Italien oder den USA nicht verlange. Es «darf und kann die Schweiz nicht dulden, dass sie durch Geschäftsusancen irgendwelcher Privater zur Naziprovinz degradiert wird»⁵. Die gesamte Schweizer Presse reagiert

derart empört, dass man künftig in Münchenstein notgedrungen auf den deutschen Markt verzichtet. «Die Frau und der Tod» wird mit den verpflichteten Beteiligten zu Ende gedreht, in der Schweiz von der Kritik vernichtet und in Deutschland verboten.

Ein vielversprechendes Grossprojekt, ein Münchhausen-Film des Dadaisten Hans Richter⁶ in Zusammenarbeit mit dem legendären Filmpionier Georges Méliès, wird 1938 durch Méliès' Tod zunächst verzögert, 1939 schliesslich – inzwischen ist auch der berühmte Jacques Prévert, mit René Guggenheim befreundet, als Autor involviert – wegen der Mobilmachung abgesagt. Immerhin realisiert Hans Richter, bevor er von der Eidgenössischen Fremdenpolizei gezwungen wird, die Schweiz zu verlassen, in Münchenstein ein paar Auftrags-Kurzfilme. Zudem vermieten sich die von René Guggenheim geleiteten Studios einige Jahre lang bestens. Der Regisseur Hermann Haller dreht «Wehrhafte Schweiz», einen offiziellen Film des Eidgenössischen Militärdepartements, «Mir lönd nöd lugg» mit Paul Hubschmid und Lisa Della Casa, «Verena Stadler» mit Marianne Kober und «De Hotelportier» mit Fredy Scheim. Oskar Wälterlin inszeniert in Münchenstein seinen einzigen Film «Der achti Schwyzer», der Filmpionier August Kern dreht «S'Margritli und d'Soldate», Sigfrid Steiner realisiert den Spielfilm «Der doppelte Matthias und seine Töchter», Edmund Heuberger die Fredy-Scheim-Komödien «De Chegelkönig» und «Postlagernd 212». Auch etliche französischsprachige Streifen werden in Münchenstein gedreht, darunter Arthur Porchets «L'oasis dans la tourmente» mit Eléonore Hirt und Jean Hort sowie Jacques Feyders «Une femme disparaît» mit Françoise Rosay und Claude Dauphin.

Von Dezember 1943 an stehen die Studios leer; erst nach Kriegsende kommt wieder Leben in die Ateliers, denn man besinnt sich auf die ursprüngliche Idee, als im Dreiländereck ideal gelegenes, internationales Koproduktionsstudio zu dienen. Als am 30. August 1945 im Hans-Huber-Saal des Basler Stadtcasinos ein zehn Tage dauernder «Internationaler Filmkongress» eröffnet wird, zu dem sich Filmleute aus ganz Europa treffen, gründet Dietrich Sarasin von der Tonfilm Frobenius gemeinsam mit Jean-Georges Stoll-Hopkins von der Eos-Film Basel am selben Tag die «C.C. Co-Production Cinématographique SA, Basel»; René Guggenheim wird Leiter auch dieser neuen Firma. Als erstes investiert man stattliche 500 000 Schweizer Franken in die Filmversion eines Boulevardstückes von Marcel Achard. Regie bei «Pétras»⁷ (der den deutschen Verleihtitel «Freibeuter der Liebe» trägt) führt der in Basel geborene, inzwischen in Frankreich als Filmregisseur arrivierte Marc Allégret. So stehen im Frühjahr 1946 in den Münchensteiner Studios, wo man aufwendig ein Montmartre-Quartier aufgebaut hat, Stars wie Fernandel, Simone Simon und Pierre Brasseur vor der Kamera. Doch die französischen Filmtechniker leiden unter dem miserablen Wechselkurs – Fernandel organisiert eigens eine Gala im Stadttheater, um sie zu unterstützen –, und so wird danach nie mehr eine französische Produktion in Münchenstein realisiert.

René Guggenheim unterstützt nur noch einen Reportagefilm über die Olympischen Winterspiele von 1948 in St. Moritz mit dem Titel «Kampf ohne Hass», der ein Vermögen kostet und nie veröffentlicht wird, dann verlässt er die «C. C. Co-Production Cinématographique SA, Basel». Nach seinem Abgang suchen die neuen Direktoren Peter Bächlin und Serge Lang neue Absatzmärkte in Österreich und der BRD, 1950 produziert man die Posse «Es liegt was in der Luft» mit dem populären

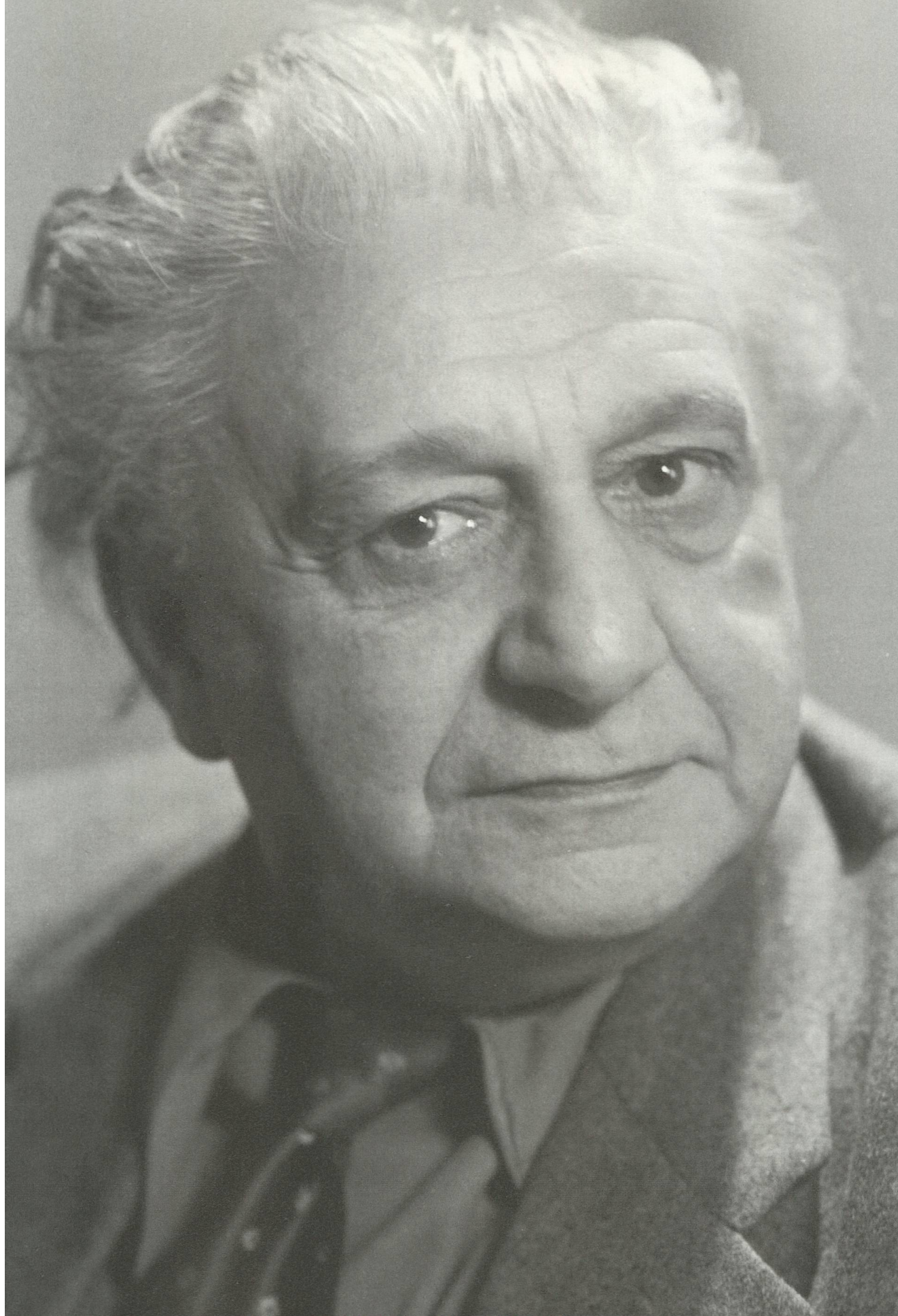
Hans Moser.⁸ Doch wegen der hohen Herstellungskosten in der Schweiz ist man international nicht konkurrenzfähig, also richtet Bächlins Nachfolger August Kern die Münchensteiner Studios 1951 im Hinblick auf das noch im Entstehen begriffene Schweizer Fernsehen ein und veranstaltet 1952 während acht Wochen Versuchssendungen. Als man sich gegen Münchenstein als künftigen Standort der Schweizer TV-Studios entschliesst, betreibt Kern die Tonfilm-Frobenius AG auf eigene Rechnung, ab 1973 unter dem Namen Tonstudio Basilisk AG.

Der ehemalige Studiochef René Guggenheim pendelt zwischen seinem Basler Wohnsitz am Aeschengraben 16 und seinem Häuschen in San Abbondio oberhalb des Lago Maggiore. Immer wieder richtet er sich in der Basler Altstadt Malateliers ein, unter anderem am Totengässlein, zuletzt in einer Mansarde an der Ecke Nadelberg und Rosshofgasse. Dort plant er auch, eine Kleinkunsthöhne zu betreiben – die natürlich wieder Dietrich Sarasin, der schon oft erprobte Mäzen Guggenheimscher Ideen, finanzieren soll.

«An vielen, vielen Träumen hat er sich versucht», wird es im Nachruf der «Basler Nachrichten» heissen. Und in der Tat: Vielseitiger als René Guggenheim kann ein Künstler kaum sein. Nicht nur als Filmregisseur und Studioleiter war er tätig, er schrieb Kindersendungen fürs Radio und übertrug Erich Kästner ins Schweizerdeutsche, er verfasste Cabaret-Chansons und konzipierte Sendungen für das in den Anfängen steckende Schweizer Fernsehen. Und noch kurz vor seinem Tod stellte der schaffensfreudige, aber wohl eher mässig begabte Maler und Graphiker, der zeitweise seinem Vorbild Dalí auch äusserlich glich, Collagen und Zeichnungen im Geschäft des Dekorateurs Josias Hutter in der Spalenvorstadt 10 aus. «Was er ausgeführt hat, ist immer erst ein hochbegabtes Versprechen gewesen und ist immer irgendwie im Privaten geblieben. Vielleicht war er zu vielseitig begabt», heisst es weiter in jenem Nachruf auf Guggenheim, der 1954 nach einem äusserst intensiven, alkoholgeschwängerten Leben während der Sommerferien auf Ibiza an einer Herzattacke verstarb. «Er war Bohème aus Überlegung, Vergnügen, Wesen und tragischem Schicksal.»⁹

Anmerkungen:

- 1 Siehe dazu: Dumont, Hervé: Geschichte des Schweizer Films. Lausanne 1987, S. 197–200.
- 2 Dietrich Sarasin-Dearth (13.10.1894 Basel – 3.9.1973 Genf) arbeitete 1926–1947 im väterlichen Bankhaus in Basel. Seine grosse Liebe galt dem Basler Zoo, dessen Verwaltungsrat er 1936 wurde.
- 3 Die Prisma Ton- und Farbfilm AG war Produzentin des in den Studios der Tonfilm Frobenius AG hergestellten Films. Der Verleih erfolgte über die Genfer Idéal-Films SA, der geplante Vertrieb in Deutschland durch die Mitteldeutsche Union-Tonfilm GmbH Leipzig wurde am 13.4.1939 ohne Begründung verboten.
- 4 *Die Nation*, 1.1.1938.
- 5 *ABC*, 13.1.1938.
- 6 Hans Richter (6.4.1888 Berlin – 1.2.1976 Minusio) war 1916 nach Zürich gekommen, um sich wegen einer Kriegsverletzung behandeln zu lassen, lernte dort Tristan Tzara und Marcel Janco kennen und wurde Mitglied der Dada-Bewegung. Im November 1918 war er Mitbegründer der Gruppe «Das Neue Leben» in Basel. 1933 emigrierte Richter nach Holland und 1937 in die Schweiz, wo er als Filmproduktionsleiter in Zürich und ab 1939 bei der Frobenius-Film in Basel arbeitete. 1941 emigrierte er in die USA, zog 1958 nach Ascona und 1965 nach Locarno.
- 7 Siehe dazu: Dumont, a.a.O., S. 393f.
- 8 Siehe dazu: Dumont, a.a.O., S. 428f.
- 9 *Basler Nachrichten*, 1.8.1954.



Wilhelm Herzog (12.1.1884 Berlin – 18.4.1960 München)

Steingraben 51 / Austrasse 15 / Luftgässlein 1 /
Schönbeinstrasse 15

Als die 31-jährige Alice La Roche aus der angesehenen Basler Bankiersfamilie¹ am 8. Mai 1939 gegen den Willen ihrer Eltern den immerhin bereits 55 Jahre alten Schriftsteller Wilhelm Herzog heiratete, wurde sie von ihrem Vater unverzüglich enterbt: Der von den Basler Behörden nur vorübergehend geduldete Staatenlose, ein Flüchtling, Pazifist und ehemaliger Kommunist ohne Erwerbsmöglichkeit und ohne Vermögen war alles andere als der erwünschte Schwiegersohn für Robert La Roche, Mitinhaber des Bankhauses La Roche & Cie., Präsident der Schweizerischen Bankiervereinigung seit 1927 und Vorstandsmitglied der traditionsreichen «Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige». Nach der Hochzeit sprach Robert La Roche Zeit seines Lebens kein Wort mehr mit seiner Tochter, nicht einmal die Mitteilung von der Geburt seines Enkels wollte er zur Kenntnis nehmen.² Gegen die erste Ehe von Alice mit dem ebenfalls wesentlich älteren deutschen Schriftsteller Kurt Vollmoeller hatte La Roche hingegen nichts einzuwenden gehabt, denn anders als Herzog war dieser nicht nur kein Linker, sondern entstammte einer wohlhabenden Familie, die im Schwäbischen eine florierende Trikotagenfabrik besass;³ diese Ehe fand allerdings nach nur wenigen Wochen ein jähes Ende, als Vollmoeller 1936 an einer Gehirnerkrankung starb.

Schon ein halbes Jahr nach der Hochzeit mit Wilhelm Herzog musste Alice um das Leben ihres Ehemannes bangen, denn Herzog, auf einer Frankreichreise in Sanary-sur-Mer vom Kriegsausbruch überrascht, wurde wie Lion Feuchtwanger, Walter Benjamin und viele weitere Schriftstellerkollegen im südfranzösischen Sammellager «Les Milles» interniert. «Les Milles» war zwar nicht das schlimmste dieser Lager, doch drohte dem politisch engagierten Herzog, der zudem jüdischer Herkunft war, die Gefahr, den deutschen Faschisten in die Hände zu fallen. Fast zur gleichen Zeit stand Alice La Roches Vorgängerin, der einstige Stummfilmstar Erna Morena, von 1914 bis 1921 mit Herzog verheiratet, im nationalsozialistischen Deutschland in einer ihrer letzten Rollen vor der Kamera, ausgerechnet in Veit Harlans antisemitischem Propagandafilm «Jud Süß», dessen Verleih in der Schweiz von der Zensur 1941 verboten wurde.

Die Verbindung des 1884 in Berlin geborenen Literaturhistorikers, Dramatikers und Enzyklopädisten Wilhelm Herzog mit Ernestine Maria Fuchs, die unter dem Künstlernamen Erna Morena zeitweise die bestverdienende Schauspielerinnen Deutschlands war, hatte Thomas Mann (der in späteren Jahren Herzog durchaus

freundschaftlich-kollegial verbunden war) einst zu wüsten Ausfällen hingerissen. 1911 noch von Herzog wegen dessen bahnbrechender Kleist-Biographie begeistert, hatte Thomas Mann 1919 den Freund seines Bruders Heinrich Mann (des Trauzeugen Morenas und Herzogs) als «schmierigen Literaturschieber, der sich durch Jahre von einer Kino-Diva aushalten liess» beschimpft, als einen «Geldmacher und Geschäftsmann im Geist von der grosstädtischen Scheisseleganz des Judenbengels»⁴. Dabei beklagte Herzog die «genusssüchtige» und «verschwenderische» Lebensart seiner Frau selbst als «Contrast zu meinem Leben»⁵. Echauffiert hatte sich Thomas Mann vor allem wegen Herzogs Solidarität mit dem Sozialisten Kurt Eisner, der 1918 in München die Räterepublik ausgerufen und Herzog die Leitung des Presse- und Propagandabüros des Arbeiter- und Soldatenrats übertragen hatte.

Wilhelm Herzog, der aus einem assimilierten, kaisertreuen Elternhaus stammte («Daher haben mich meine braven jüdischen Eltern wahrscheinlich Wilhelm getauft.»⁶), studierte Nationalökonomie, Germanistik und Kunstgeschichte in Berlin, gab die Schriften Lichtenbergs und Kleists und 1910/11 gemeinsam mit Paul Cassirer die Zeitschrift «PAN» heraus und übernahm dann 1912 von Ludwig Thoma die Leitung der politisch-literarischen Zeitschrift «MÄRZ», für die u.a. René Schickele und Thomas Mann schrieben. 1913 trat Herzog als Redaktionsleiter zurück; sein Nachfolger wurde der spätere deutsche Bundespräsident Theodor Heuss. Herzog wurde Mitglied der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, im Dezember 1920 der Kommunistischen Partei Deutschlands. Er veröffentlichte aufklärende Artikel über die Theorie und Praxis des Bolschewismus und nahm in Moskau am Zweiten Weltkongress der Kommunistischen Internationalen teil. Bei einer zweiten Reise in die Sowjetunion im Winter 1924/25 führte Herzog ein aufsehenerregendes, in der «Prawda» veröffentlichtes⁷ und durch die amtliche Agentur «Tass» in alle Welt übertragenes Interview mit Stalin, woraufhin er von Angehörigen der KPD heftig attackiert wurde. 1928 kam es endgültig zu Herzogs Ausschluss «wegen parteischädigenden Verhaltens»⁸, als dieser in der von ihm seit 1914 herausgegebenen, für den Weltfrieden kämpfenden Zeitschrift «Das Forum» den Politiker und Publizisten Willi Münzenberg als «kommunistischen Hugenberg» bezeichnet hatte, der seinen «Konzern» mit Hilfe der KPD, deren «Manager» er sei, ebenso «skrupellos» aufgebaut habe.⁹ Herzog kritisierte die dogmatische Entwicklung der Kommunistischen Partei ebenso wie Stalins brutale Methoden gegen die Opposition. Schon Ende der 20er Jahre kämpfte der hellsichtige Herzog «– vor allem – gegen den kommenden Krieg und gegen die heute bereits mit äusserstem Raffinement vorbereitete Kriegspsychose»¹⁰.

In diesen Jahren publizierte Wilhelm Herzog nicht nur unzählige Artikel, die sich kritisch mit der politischen und sozialen Entwicklung in Deutschland auseinandersetzten, er schrieb auch zwei erfolgreiche Dramen: 1929 zusammen mit Hans José Rehfisch «Die Affäre Dreyfus», in der er exemplarisch die Entstehung von Rassenvorurteilen im Frankreich der Dritten Republik rekonstruierte, und das 1931 erstmals in Hamburg gezeigte Stück «Panama», das am 3. Februar 1937 als Schweizer Erstaufführung auch am Stadttheater Basel aufgeführt wurde. Für den «Basilisk», das Parteiorgan der Nationalen Volkspartei, war das «von der seriösen Theaterkritik abgelehnte politische Tendenzstück»¹¹, das, so Herzog, «ebenso auffallend[e] wie nicht

erstaunlich[e]» Analogien «zwischen der ungefestigten französischen Republik von damals und der deutschen Republik bis 1933»¹² aufzeigt, Anlass zur Frage: «Erhält Basel ein Emigrantentheater?»¹³

Kurz nach der Machtübernahme der NSADP emigrierte Herzog am 13. Februar 1933 zunächst ins südfranzösische Fischerdorf Sanary-sur-Mer, wo zahlreiche Emigranten Zuflucht fanden, dann am 1. Oktober 1933 weiter nach Zürich. Herzogs Besitz in Deutschland, vor allem seine umfangreiche Bibliothek, wurde von der Gestapo beschlagnahmt, 1934 wurde er ausgebürgert. Vergeblich bemühte er sich von Zürich aus um eine Festanstellung bei der Basler «National-Zeitung» (für die übrigens auch Herzogs späterer Schwager Otto Maag als Musikkritiker arbeitete)¹⁴. Obwohl er seine zahlreichen Artikel in Schweizer und französischen Gazetten meist unter Pseudonymen wie «Julian Sorel» veröffentlichte, wurde die Zürcher Fremdenpolizei auf seine Aktivitäten aufmerksam, lud ihn im Sommer 1934 vor und verwarnte ihn. Herzog zog ins als weniger restriktiv geltende Basel, doch auch dort wurde er in den folgenden fünf Jahren nur mit einer sogenannten «Toleranzbewilligung» geduldet: «Das heisst, es war von der Fremdenpolizei strengstens untersagt, eine Stellung anzunehmen oder auch nur zehn Franken durch Arbeit zu verdienen. Politische Artikel zu schreiben, war bei Strafe der Ausweisung aus der Eidgenossenschaft verboten. Ich betätigte mich trotzdem literarisch und politisch: Gestützt auf die Einladung von drei Basler Regierungsräten, regelmässig für ihre «Arbeiter-Zeitung» aussen- und kulturpolitische Artikel zu schreiben.»¹⁵

Dank dieser drei sozialdemokratischen Regierungsräte Fritz Brechbühl, Fritz Ebi und Fritz Hauser gelang Herzog tatsächlich der Wiedereinstieg in den Journalistenberuf. Am 1. Juli 1935 erhielt er bei der «Arbeiter-Zeitung» sogar eine Festanstellung als «ausserpolitischer Leitartikler»¹⁶, wenngleich seine Beiträge in den folgenden drei Jahren nur unter Pseudonym (nämlich der Majuskel «F») oder anonym erschienen: Die Fremdenpolizei erlaubte Wilhelm Herzog zwar eine publizistische Tätigkeit, doch galt diese Genehmigung ausdrücklich nicht für «politische» Arbeiten. Schon bald jedoch begann sich die Bundesanwaltschaft zu fragen, wer hinter den mit dem Kürzel «F» gezeichneten Artikeln der «Arbeiter-Zeitung» stecken mochte. Zwar wurde Herzogs Pseudonym gelüftet, doch der Schutz seiner Gönner war so effektiv, dass er unbehelligt blieb.¹⁷ So schrieb Staatsanwalt Häberlin der Bundesanwaltschaft am 13. März 1939, er könne «bei Herzog infolge der uns bekannten internen Gründe nicht gut eingreifen, es wäre deshalb gut, wenn die Bundesanwaltschaft dies tun würde»¹⁸. Möglicherweise lieferte Herzogs Einheiratung in die angesehene Bankiersfamilie La Roche einen weiteren Grund für diese ungewöhnlich schonende Behandlung, die umso mehr erstaunt, als der Bundesanwaltschaft die kommunistische Vergangenheit Herzogs selbstverständlich bekannt war, kommunistische Emigranten in der Regel aber mit einer «Ausweisung auf Lebenszeit» rechnen mussten.¹⁹ Herzog war somit einer von nur wenigen deutschen Autoren, die längere Zeit im Schweizer Exil nicht nur leben, sondern auch arbeiten konnten – und Geld verdienten. Bei der «A.-Z.» erhielt Herzog ein monatliches Fixum in Höhe von 300 Franken, Beiträge bei anderen Zeitungen brachten zusätzlich ein Zeilenhonorar von 10 Rappen bei kleineren Blättern, die grösseren bezahlten etwa 20 bis 30 Franken pro Artikel.

Die letzte Verlängerung der Toleranzbewilligung Wilhelm Herzogs (der zunächst ins «Appartementhaus» am Steinengraben 51 gezogen war, dann am 1. September 1935 in die Austrasse 15 und am 15. August 1936 schliesslich ins Luftgässlein 1) war von der Bundesanwaltschaft am 9. August 1939 genehmigt worden – wieder für nur drei Monate; trotz seiner Heirat mit der Baslerin Alice La Roche erhielt Herzog keine unbefristete Aufenthaltsbewilligung. Am 25. August 1939 reisten die Eheleute nach Südfrankreich, wo sie der Kriegsausbruch überraschte und eine Rückkehr in die Schweiz verunmöglichte, Herzog wurde interniert. Erst 1941 konnte der «Duc», wie seine Basler Bekannten ihn nannten, dank eines durch Thomas Mann und Albert Einstein vermittelten USA-Visums gemeinsam mit seiner Frau Frankreich auf einer kurzzeitig eröffneten Schiffslinie zwischen Marseille und Martinique verlassen. Sein Ziel erreichte Herzog jedoch zunächst nicht: Das Schiff wurde zehn Kilometer vor Martinique gekapert, Herzog von 1941 bis 1945 in Trinidad interniert, wo Alice 1942 den Sohn Michael zur Welt brachte. Nach Kriegsende liess sich die Familie für einige Jahre im kalifornischen Santa Monica nieder. Dort hatten während des Krieges schon Bertolt Brecht und Herzogs Freund Heinrich Mann eine bescheidene Zuflucht gefunden, während im benachbarten Pacific Palisades Lion Feuchtwanger und Thomas Mann in stattlichen Villen residierten.

Am 29. September 1947 kehrten Wilhelm und Alice Herzog mit ihrem Sohn Michael und dessen 1946 zur Welt gekommenen Schwester nach Basel zurück. Auch Herzogs 1915 geborene Tochter Eva-Maria aus der Ehe mit Erna Morena zog bald darauf nach Basel, um ihrem mit seiner Publikationstätigkeit vielbeschäftigten Vater, der sich inzwischen von Alice La Roche getrennt hatte und die offizielle Auflösung der Ehe vorbereitete, den Haushalt in der Schönbeinstrasse 15 zu führen.²⁰ Bei der Scheidungsverhandlung wurde der Sohn Michael auf dessen eigenen Wunsch dem Vater zugesprochen, am 11. August 1952 übersiedelten die beiden nach München, wo auch der stets freundschaftliche Kontakt zu Erna Morena wieder enger wurde. Rasch integrierte sich Herzog ins Kulturleben der bayrischen Landeshauptstadt, hielt Vorträge, veröffentlichte Aufsätze und Bücher, darunter 1954 im Basler Benno Schwabe Verlag das Buch «Der Weltweg des Geistes. Dargestellt in synchronistischen Tabellen». Überhaupt pflegte Herzog nach wie vor intensive Kontakte zu seinen zahlreichen Freunden und Kollegen in Basel. 1956 wurde Wilhelm Herzog in München mit dem Kunstpreis für Literatur geehrt. Dort starb er 1960 im Alter von 76 Jahren an den Folgen einer Operation. Die Trauerfeier beging man in der Künstlerpension, die der einstige Filmstar Erna Morena seit 1938 betrieb. Auch Tilly Wedekind, die Witwe von Herzogs gutem Freund Frank Wedekind, gehörte zu den Trauergästen.

Anmerkungen:

- 1 Alice La Roche (23.6.1907 Basel – 20.4.1995 Basel) war die Tochter des Bankiers Robert La Roche (1877–1946) und seiner Frau Elisabeth Von der Mühl (1885–1968).
- 2 Gespräch mit Michael Herzog, München, 19.12.2009.

- 3 Kurt Vollmoeller (1890–1936) war der Sohn des Trikotagenfabrikanten Robert Vollmoeller und ein Bruder des ebenfalls zeitweise in Basel lebenden «Mirakel»-Dichters Karl Vollmoeller (der auch Co-Autor des Erfolgsfilms «Der blaue Engel» mit Marlene Dietrich war). Kurt Vollmoeller, der wie seine Brüder an einer angeborenen, erblichen Lungenkrankheit litt und sich wiederholt in Schweizer Sanatorien aufhalten musste, veröffentlichte u.a. den Roman «Schein» und die Novelle «Am Knie». Seine Bibliothek in Basel gehörte in den 30er Jahren zu den bedeutendsten Sammlungen in Privathand.
- 4 Mann, Thomas: Tagebücher 1918–1921. Hrsg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt am Main 1979, S. 63f.
- 5 Wilhelm Herzog gegenüber Leonhard Frank. – Zit. nach: Müller-Feyen, Carla: Engagierter Journalismus. Wilhelm Herzog und «Das Forum» (1914–1929). Zeitgeschehen und Zeitgenossen im Spiegel einer nonkonformistischen Zeitschrift. Frankfurt am Main u.a. 1996, S. 229.
- 6 Zit. nach: Müller-Feyen, a.a.O., S. 17.
- 7 Vgl. *Prawda*, 5.2.1925. Laut Herzog wurde sein Interview dort verfälscht abgedruckt (und auch ebenso verfälscht weiterverbreitet).
- 8 *Die Rote Fahne*, 25.11.1928.
- 9 Vgl. dazu: Müller-Feyen, a.a.O., S. 396.
- 10 Zit. nach: Müller-Feyen, a.a.O., S. 364.
- 11 *Basilisk*, 16.4.1937.
- 12 *Theater-Zeitung* Nr. 21, 1936/37, S. 2.
- 13 *Basilisk*, 16.4.1937.
- 14 Otto Maag (28.9.1895 Mannheim – 12.12.1960 Basel) war seit 1927 Mitarbeiter, 1932–1958 Musikredaktor der National-Zeitung. Sein Sohn Peter Maag (19.5.1919 St. Gallen – 16.4.2001 Verona) war ein international erfolgreicher Dirigent.
- 15 Herzog, Wilhelm: Menschen, denen ich begegnete. Bern/München 1959, S. 374. – Eine erste Artikelserie Herzogs in der *Arbeiter-Zeitung* mit dem Titel «Der Prozess um die «Zionistischen Protokolle»» erschien vom 30.4.1935 bis 16.5.1935. Herzog veröffentlichte dort zunächst unter dem Pseudonym «F», dann ab 15.4.1937 anonym regelmässig Beiträge, u.a. über «Die Nacht der langen Messer» (1.7.1935), «Englands Separatfrieden mit Hitler» (2. und 3.7.1935) und «Hitler-Professoren in der Schweiz» (10.7.1935), zuletzt über «Die Katastrophe von Marseille» (1.11.1938).
- 16 Ich danke Frau Carla Müller-Feyen, Berg, für ihre schriftlichen Auskünfte vom 23.11.2009 und vom 9.12.2009 sowie die Gespräche am 3. und 4.12.2009.
- 17 Schriftliche Mitteilung von Carla Müller-Feyen vom 23.11.2009.
- 18 Schweizerische Bundesanwaltschaft, Aktennotiz vom 21.3.1939. – In: BAR/E 4320 (B) 1991/243, Bd. 42, C.13.151.
- 19 Schriftliche Mitteilung von Carla Müller-Feyen vom 23.11.2009.
- 20 Vor dem Bezug seiner Wohnung in der Schönbeinstrasse 15 am 1.5.1948 wohnte Herzog im Hotel «Metropol» an der Grenzacherstrasse 206. [Schriftliche Mitteilung von Carla Müller-Feyen vom 9.12.2009.]



Hermann Kesten

(28.1.1900 Podwołoczyska – 3.5.1996 Riehen)

Im tiefen Boden 25 / Inzlinger Strasse 235,
Riehen («La Charmille»)

Kaum einem Gast mag Anfang der 80er Jahre der kleine, alte Herr aufgefallen sein, der regelmässig im Café Schiesser verkehrte, meist allein, seinen Blick vom ersten Stock aus über den Marktplatz schweifen lassend, seltener ins Gespräch mit einem Begleiter vertieft. Nicht erst seit 1977, als er auf das Bruderholz gezogen war, liebte es der Schriftsteller Hermann Kesten, Cafés aufzusuchen. Und so ging er immer wieder die wenigen Schritte von seiner Wohnung Im tiefen Boden 25 zur Haltestelle Airolostrasse und fuhr mit dem 15er-Tram in die Stadt, um dort Stunden in einem der von ihm einmal als «Wartesaal der Poesie»¹ bezeichneten Cafés zuzubringen, fast immer bei Schiesser am Marktplatz 19, traditionsreich als «Café – Tea Room – Confiserie». «Da bin ich Stammgast: Sie bringen mir meinen Kaffee, ohne zu fragen, was für Kaffee ich will. Und dazu die Schokoladentorte, die es dort gibt.»²

Kaffeehäuser waren für Kesten seit seiner Gymnasialzeit bevorzugte Lebens- und Arbeitsorte gewesen, und auf der Flucht vor den Nationalsozialisten, einer Odyssee durch die halbe Welt, wurden ihm Cafés «zu Haus und Heimat, Kirche und Parlament, Wüste und Walstatt, zur Wiege der Illusionen und zum Friedhof»³. Im Vorwort seines 1959 erschienenen Buches «Dichter im Café», das noch heute eines seiner populärsten Werke ist, schreibt Kesten: «Ich träume so heiter im Café. Alle Alpträume der Menschheit gehen an mir vorüber. Hier und da bleibt ein hübsches Mädchen stehen. Hier und da setzt sich ein geistreicher Mann zu mir. Hier und da grüsst mich ein Engel oder ein Genius. Die böse Zeit legt sich schlafen für ein oder zwei Stunden, und das Jahrhundert scheint hell und heiter. [...] Verliebt gewahre ich die Verliebten. Lachend nehme ich an ihrem Gelächter teil. Ich beobachte, wie sie miteinander flirten und glücklich sind, und wie sie einander lieben, und wie sie zusammen unglücklich sind, einander hassen, und wie sie allein sind und mit sich selber reden, mit sich kämpfen, sich einsam fühlen, wie sie ungeduldig warten, geduldig verzweifeln, eilig kommen und gehn, nachdenken, mit sich und andern schwatzen, tausend Tode sterben und jeder ein einziges Leben leben.»⁴

Der in Galizien auf dem Gebiet der heutigen Ukraine geborene Hermann Kesten kommt vierjährig mit den Eltern nach Nürnberg, wo er aufwächst und das Gymnasium besucht. Er studiert in den Jahren 1919 bis 1923 Jura und Nationalökonomie, ferner Geschichte, Germanistik und Philosophie in Erlangen und Frankfurt

Abb. 17: Hermann Kesten, 1985.

am Main; ein Promotionsvorhaben über Heinrich Mann bleibt unvollendet. Sein Studium bricht er ab und arbeitet bis 1926 im Trödelhandel seiner Mutter mit, dann reist er nach Portugal und Nordafrika. Die «Frankfurter Zeitung» veröffentlicht 1926 seine Novelle «Vergebliche Flucht», 1928 – im Jahr seiner Heirat mit Toni Warowitz – erscheint der Debütroman «Josef sucht die Freiheit» im Berliner Gustav-Kiepenheuer-Verlag, für den Kesten als Lektor arbeitet und Texte von Ernst Toller, René Schickele und Heinrich Mann veröffentlicht. Aus dem führenden Verlag des Expressionismus wird Ende der zwanziger Jahre der führende Verlag der Neuen Sachlichkeit. Debütanten unter Kestens Regie sind u.a. Marieluise Fleißer, Wolfgang Weyrauch, Josef Breitbach und Valeriu Marcu, 1929 wird Joseph Roth als Kiepenheuer-Autor gewonnen. Erich Kästner wird trotz mancher Verwechslung aufgrund der Namensähnlichkeit ein besonders enger Freund Kestens – und sein Tennispartner: «Seine Mutter sagte, ich solle ihn manchmal gewinnen lassen, er ärgert sich, wenn er stets verliert»⁵, wird sich Kesten mehr als sechzig Jahre später in seinem letzten Interview mit Studenten der Basler Universität erinnern.

Anders als Kästner muss der Jude Kesten vor Hitlers Terror aus der Heimat fliehen. Er emigriert 1933 gemeinsam mit seiner Frau Toni, pendelt zwischen Paris, dem Exilzentrum Sanary-sur-Mer und Amsterdam, und lebt für kurze Zeit in Hausgemeinschaft mit Joseph Roth und Heinrich Mann in Nizza. Kesten leitet die deutsche Abteilung des Amsterdamer Verlags Allert de Lange und verschafft Lion Feuchtwanger, Ernst Toller, Alfred Döblin, Joseph Roth und Walter Benjamin Publikationsmöglichkeiten. Seinen Freund Klaus Mann regt er an, einen Roman über einen homosexuellen Karrieristen im «Dritten Reich» nach dem Vorbild von Gustaf Gründgens zu schreiben: «Das Ganze im ironischen Spiegel einer grossen versteckten, freilich spürbaren Leidenschaft. Keine politischen Darstellungen. Gesellschaftssatire.»⁶ Klaus Manns «Mephisto» erscheint 1937.

Nach kurzen Internierungen 1939 als «feindlicher Ausländer» in französischen Lagern reist Hermann Kesten 1940 mit einem Besuchervisum in die USA, seine Frau Toni bleibt zunächst im Lager Gurs, erst später gelingt es Kesten, sie nachkommen zu lassen. Er lebt in New York und engagiert sich gemeinsam mit Thomas Mann als unbezahlter Berater im Emergency Rescue Committee für die Rettung deutschsprachiger, von den Nationalsozialisten verfolgter Autoren, unter ihnen Heinrich Mann, Alfred Döblin und Bertolt Brecht.

1953 übersiedelt Hermann Kesten, seit 1949 amerikanischer Staatsbürger, nach Rom. 1972 bis 1976 wirkt er als Präsident des P.E.N.-Zentrums der Bundesrepublik Deutschland, 1974 erhält Kesten, den Horst Krüger in seiner Laudatio ein «Genie der Freundschaft» nennt, den Georg-Büchner-Preis. Nach dem Tod seiner Frau Toni am 3. Juli 1977 sucht Kesten zunächst Zuflucht bei seiner jüngeren Schwester Gina in New York, kehrt aber schon kurz darauf nach Europa zurück und zieht – nachdem er die erwogene Übersiedlung nach München wieder verworfen hat – aufs Basler Bruderholz zu Martha Marc, einer alten Schulfreundin Tonis, die mit dieser eine auffallende Ähnlichkeit hat. Auf der «sanften Insel für das Alter»⁷, wie Kesten Basel liebevoll bezeichnet, findet er ein letztes Zuhause, beehrt als Zeitzeuge, geehrt als Literat und unermüdlicher Förderer der Literatur. Kesten wird Ehrendoktor mehre-

rer Universitäten und Ehrenbürger von Nürnberg, 1985 stiftet das P.E.N.-Zentrum der Bundesrepublik Deutschland zum 85. Geburtstag seines Ehrenpräsidenten die «Hermann-Kesten-Medaille» für besondere Verdienste um verfolgte Autoren, zu deren bisherigen Preisträgern Johannes Mario Simmel, Günter Grass und Harold Pinter gehören.

Nach dem Tod von Martha Marc kündigt Hermann Kesten 1985 die gemeinsame Wohnung Im tiefen Boden 25 und übersiedelt nach Riehen ins jüdische Altersheim «La Charmille», wo auch seine Kollegin Gertrud Isolani ihren Lebensabend verbringt. «Er lebt zurückgezogen, in einem Zimmer mit Blick auf den Park, manchmal geht er hinaus, setzt sich auf eine Bank, den Hut auf dem Kopf und summt etwas vor sich hin», erinnert sich der Schriftstellerkollege Horst Bienek, der Kesten einige Male besucht hat. «Das letzte Mal hat er mir listig zugezwinkert, wenn Sie das nächste Mal kommen, rufen Sie vorher an, dann nehme ich mir eine Taxe in die Stadt und wir gehen gut zusammen essen. Immer noch besitzt er die alte klapprige mechanische Schreibmaschine, deren Typen etwas querstehen.»⁸ Auch in den letzten Lebensjahren nehmen die Ehrungen Kestens kein Ende: Zum 90. Geburtstag wird Hermann Kesten in Deutschland mit einem grossen, öffentlichen Festakt ausgezeichnet. Zu den Festrednern gehören Willy Brandt, Carl Amery, Walter Jens, Marcel Reich-Ranicki und Hilde Spiel. Und noch zu seinem 95. Geburtstag nimmt er in Nürnberg als Ehrengast an der Übergabe des Menschenrechtspreises teil, wird als Stifter der Preissumme und zugleich als Geburtstagskind gefeiert.

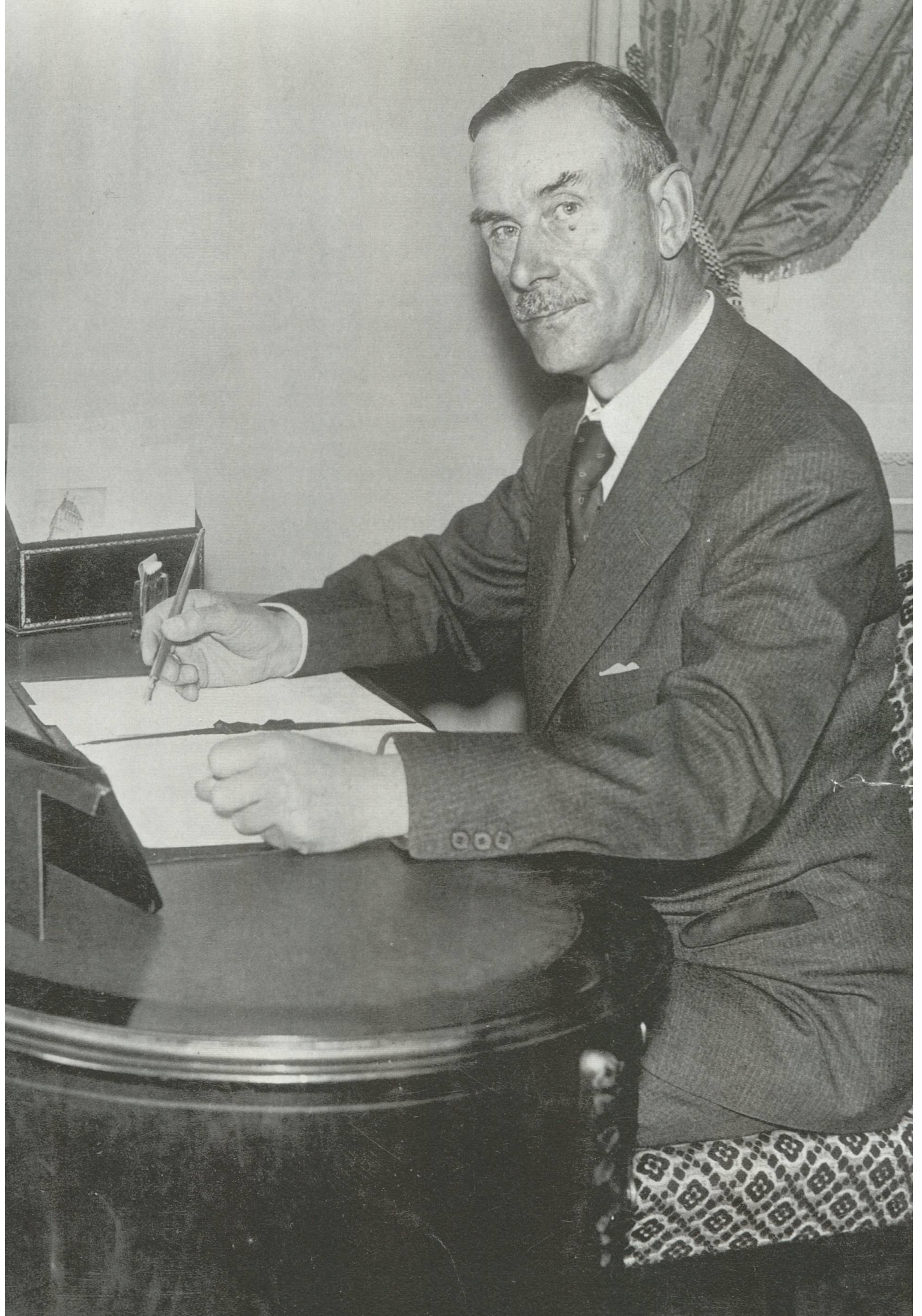
In den ersten Jahren seines Riehener Aufenthalts fährt Kesten noch gelegentlich in die Stadt, um das Café Schiesser aufzusuchen, später verunmöglicht das sein Gesundheitszustand. Doch obwohl es ihm Mitte der 90er Jahre immer schlechter geht, empfängt er, soweit es seine Kräfte zulassen, geduldig Besucher, darunter auch einige Studenten der Basler Universität, die im Sommer 1995 einen Dokumentarfilm über den keineswegs greisenhaft wirkenden Autor, der so alt wie das Jahrhundert ist, drehen. Man sieht darin Kesten, wie er, akkurat im dunkelblauen Anzug gekleidet, im Garten des jüdischen Altersheims spazieren geht, mit Hilfe eines Rollators zwar, aber durchaus agil. Beim Kaffee erzählt er lebendig von seiner Jugend und seiner Karriere, sich stets der Bedeutung seiner Person bewusst: «Ich bin, ich muss es schon selber sagen, sehr berühmt, und zwar von Anfang an.» Auch dass er nie den Literaturnobelpreis bekommen hat, bedauert er, nicht ohne zu versichern: «Ich war nah dran!» Im Gespräch erinnert er sich an längst Vergangenes, an seine Begegnungen mit Albert Einstein und Sigmund Freud, spricht von seiner Bewunderung für Goethe, aber auch über seinen Alltag in der «Charmille»: «Man wird sozusagen gepflegt. Ein Arzt kommt regelmässig und untersucht einen und ist zufrieden und sagt: «Mit Gottes Hilfe leben Sie noch lange.» Und er freut sich sehr, denn er braucht ja Kunden.» Und auch der 95-Jährige freut sich – nämlich über das Pflegepersonal: «Es kommen sehr reizende junge Damen [...], bildhübsch.»⁹

Manchmal glaubt man zu spüren, wie im Laufe der Interviews, die er für diesen Film an mehreren Tagen gibt, seine Kräfte nachlassen. Es werden die letzten Aufnahmen von ihm sein. «Wenn man alt wird, überlebt man alle», sagt Hermann Kesten, der die meisten seiner Freunde schon längst begraben musste und um den

es einsam geworden ist, in dem 35-minütigen Dokumentarfilm, der am 24. April 1996 im Rosstall der Kulturwerkstatt Kaserne erstmals öffentlich gezeigt wird. Hermann Kesten sitzt neben den jungen Filmemachern in der ersten Reihe, sichtbar zufrieden, noch einmal im Mittelpunkt zu stehen. Geduldig gibt er nach der Vorführung Autogramme.¹⁰ Es ist der letzte öffentliche Auftritt des berühmten Literaten. Nur neun Tage nach dieser Film Premiere stirbt Hermann Kesten mit 96 Jahren an einer Lungenentzündung. Zur Beisetzung auf dem Israelitischen Friedhof «Theodor Herzl» (wohin auf Kestens letzten Wunsch auch die Urne seiner Frau Toni aus Rom überführt wird, damit sie ihre letzte Ruhestätte neben ihm finde) erscheinen die Schriftsteller Johannes Mario Simmel, Dieter Fringeli und Hilde Ziegler; der Kanton Basel-Stadt, wo Kesten fast zwei Jahrzehnte gelebt hat, entsendet keinen Vertreter.

Anmerkungen

- 1 Kesten, Hermann: Dichter im Café. München/Wien/Basel 1959, S. 7.
- 2 Gespräch mit Hermann Kesten am 8.1.1985 in Basel.
- 3 Kesten, a.a.O., S. 12.
- 4 Kesten, a.a.O., S. 13.
- 5 Zit. nach: Kalt, Pat: Hermann Kesten. 35-minütiger Dokumentarfilm, uraufgeführt am 24. April 1996 in der Kulturwerkstatt Kaserne Basel, deutsche Erstaufführung am 14. Juli 1996 in Nürnberg. Buch und Regie: Pat Kalt, Kamera: Primo Mazzoni. Produktion: Videostudio der Phil-I-Fakultät der Universität Basel. – Ich danke Pat Kalt, München, für die freundliche Genehmigung, aus diesem Film zu zitieren.
- 6 Zit. nach: Spangenberg, Eberhard: Karriere eines Romans. Mephisto, Klaus Mann und Gustaf Gründgens. München 1982, S. 67.
- 7 Zit. nach: Kalt, a.a.O.
- 8 Ich bin der ich bin. Hermann Kesten zum 90. Geburtstag. Nürnberg 1990, S. 30.
- 9 Zit. nach: Kalt, a.a.O.
- 10 Gespräch mit Pat Kalt am 11.9.2009 in München.



Thomas Mann (6.6.1875 Lübeck – 12.8.1955 Zürich)

Blumenrain 8–10 (Hotel «Drei Könige»)

«Ich fühle mich schlecht, und der Eindruck der Besichtigung, die eine abscheuliche und niederdrückende Vorstellung von deklassierter Existenz gab, verschlimmert den Zustand meiner Nerven, die zu Hause bis zu Tränen versagten.»¹ Wer da im Mai 1933 nach einer Hausbegehung in Riehen so leidet, dass er abends im vornehmen Basler Hotel «Drei Könige» weinen muss, ist Thomas Mann. Wenn sich der Literatur-Nobelpreisträger schon in Basel niederlassen soll, dann nur in einem repräsentativen Wohnsitz wie dem «alten Bauern-Herrensitz ›Wenkenhof‹ [...], der würdigste Basler Tradition besitzt»². Doch der Riehener Wenkenhof, der sich seit 1917 im Besitz von Fanny und Alexander Clavel-Respinger (dem Enkel des Seidenfärbers Alexander Clavel-Linder, der als erster Anilinrot und Fuchsin hergestellt und aus dessen Betrieb sich die spätere CIBA entwickelt hatte) befindet, die auf ihrem herrschaftlichen Anwesen schon Rainer Maria Rilke und Hugo von Hofmannsthal empfangen hatten, kommt nicht in Frage ...

Thomas Mann und seine Frau Katia verbringen im Anschluss an eine Vortragsreise Ferientage in Arosa, als am 27. Februar 1933 in Berlin der Reichstag brennt und ihnen ihre Kinder Erika und Klaus noch am selben Abend per Telefon eindringlich klarmachen, dass eine Rückkehr nach München völlig ausgeschlossen sei. Der bis zu diesem Zeitpunkt politisch noch eher naive Thomas Mann muss einsehen, «dass einem, während man gerade draussen ist, sein Land irgendwohin davonläuft»³, das Reiseland Schweiz für ihn zum Exilland wird – in das am 13. März auch die Tochter Erika, nur mit einem Handkoffer ausgerüstet, einreist. Die Manns wollen notgedrungen die als noch undurchsichtig empfundene politische Lage im Deutschen Reich abwarten und machen sich daran, «eine vorläufige private Basis und Lebensstätte zu schaffen»⁴. Das Tessin, Bozen und Venedig werden erwogen, in Frage kommen aber am ehesten Zürich oder Basel, wo Thomas Mann erstmals 1906 gewesen war: Auf Einladung der Allgemeinen Lesegesellschaft hatte er am 30. Januar die Novellen «Das Wunderkind» und «Schwere Stunde» sowie das zweite Kapitel des «Tonio Kröger» und am Abend darauf den ersten Akt des Dramas «Fiorenza» gelesen. Und schon damals, so Thomas Mann im Rückblick bei einer Tischrede 1934 in Basel, habe er «das Gefühl gehabt, er bewege sich auf heimischem Boden»⁵. Und immerhin besitzen die Manns, die sich auf den Verlust ihres Münchner Hauses, ihrer drei Autos und ihres deutschen Vermögens einstellen, nahezu 200 000 Franken auf Schweizer Konten.

Thomas und Katia Mann brechen am 29. April 1933 in Lugano auf, treffen tags darauf in Basel ein und beziehen im Hotel «Drei Könige» «ein zu teures Doppel-

zimmer mit Bad»⁶, das Mann am nächsten Tag «mit einem grossen, dreifenstrigen vertauscht, dessen Preis auf 26 frs. gemildert worden ist». Doch auch in diesem Logis ist der empfindsame Literat nicht ganz glücklich: «Ein Kanal-Zulauf in den Rhein beeinträchtigt die Ruhe.»⁷ Thomas Mann trifft Jakob Hecht, den Besitzer einer Basler Reederei-Gesellschaft, um die Überführung seiner Möbel aus München zu besprechen, diniert mit der Schriftstellerin Annette Kolb, dem Verleger Gottfried Bermann Fischer und dessen Frau. Am 2. Mai heisst es in Manns Tagebuch: «Wir nehmen die Basler Geschäfte in Angriff.»⁸ Vom französischen Konsul erhalten Thomas und Katia Mann Passierscheine für die Überschreitung der Grenze und einen besonderen Empfehlungsbrief. Nach dem Mittagessen im Café Spitz auf der anderen Seite des Rheins sucht Thomas Mann «in Sachen unserer Niederlassung» Carl Ludwig auf, den Leiter des Polizeidepartements. Zufrieden konstatiert der berühmte Schriftsteller: «Grösstes Entgegenkommen, Dispens von der Beibringung unserer Papiere. Schon beim Empfang bedankt er sich für unseren Besuch. Ach, ja! –»⁹

Tags darauf begeht Mann zunächst «eine reizende moderne Wohnung» an der St. Alban-Anlage, dann fährt er mit Hermann Schmalenbach, der seit seiner Emigration als Professor an der Universität Basel lehrt, nach Riehen, wo die «Besichtigung eines uns zugedachten, aber mir abscheulichen Hauses, das 3000 frs. Miete kosten soll», den sensiblen Grossschriftsteller zutiefst deprimiert. Wie so oft findet er nachts nur mit Hilfe des Schlafmittels Phanodorm Ruhe. Am 4. Mai begutachtet er nach dem Mittagessen im Café Spitz «ein altes Haus in Riehen», das ihm eher zusagt. Es sei zwar «primitiv, aber würdig und besonders [...]. Es fehlt moderner Comfort, aber ein stilvoller Wohnsitz wäre geboten»¹⁰, notiert Mann zufrieden in sein Tagebuch. Am Abend ist er bei Professor Karl Joel und dessen Schwester Hedwig eingeladen, auch der Schriftsteller Karl Vollmoeller ist zu Gast, dessen Haus am Rhein ebenfalls als Wohnsitz in Frage käme, und das Thomas und Katia Mann «ausserordentlich ansprechend und stimmungsvoll» empfinden. «Es wäre gut, dort etwas zu leben.»¹¹

Noch einmal nehmen die Manns am 5. Mai das Mittagessen auf der inzwischen lieb gewonnenen Spitz-Terrasse ein, abends um 22 Uhr besteigen sie einen Zug nach Mulhouse, von dort fahren sie im Schlafzug nach Toulon, um den Sommer an der Riviera zu verbringen. Während dieses Aufenthalts in Südfrankreich rückt Basel als möglicher Wohnsitz schon bald in den Hintergrund der Überlegungen, denn Erika findet für die Eltern eine angemessene Residenz in der Nähe Zürichs, und so beziehen diese am 27. September 1933 ein Haus in Küsnacht am Zürichsee. Dort wird der weltberühmte Autor mit offenen Armen und öffentlichen Ehrbezeugungen empfangen.

Von Küsnacht aus, wo Thomas Mann weiter am «Joseph»-Roman arbeitet (was ihm auch dadurch erleichtert wird, dass man die dazu nötige Handbibliothek aus München an die für die Nationalsozialisten unverdächtige Adresse von Christoph Bernoulli in der Basler Holbeinstrasse 69 geschickt und so gerettet hat), reist Thomas Mann in den folgenden drei Jahren noch einige Male nach Basel, gelegentlich, um den Arzt Alfred Gigon zu konsultieren, meist für Vorträge. Erstmals seit 1933 übernachten die Manns wieder in Basel bei einem Aufenthalt vom 21. bis 23. März 1934, und wie vor einem knappen Jahr steigen sie im Hotel «Drei Könige» ab, im

selben Zimmer mit Blick auf den Rhein: «Die Vertrautheit mit dem Raum ist ausserordentlich und lässt auf die erregte Intensität des damaligen Erlebens schliessen.»¹² Im Salon des Hotels nehmen die Manns den Tee mit Erika ein, zu ihnen gesellen sich neben anderen auch Rudolf Schwabe, der Präsident der Theaterkommission und des Basler P.E.N.-Clubs, und Rudolf Emanuel Stickelberger, der 1911 geborene Sohn des Basler Autors Emanuel Stickelberger. Anlass von Thomas Manns Besuch ist ein von ihm schon in vielen Städten erprobter Vortrag über «Leiden und Grösse Richard Wagners», den er auf Einladung des Basler P.E.N.-Clubs und gegen ein Honorar in Höhe von 200 Franken im Hotel «Drei Könige» hält. «Im anstossenden Saal war für 127 Personen gedeckt. Souper zwischen Ruth Waldstätter [gemeint ist die Schriftstellerin Ruth Waldstetter] und Frau Dr. Schultes [die ehemalige Schauspielerin Paula Schulthess-Reimann], gegenüber der Nietzscheschriftsteller [Erich F.] Podack. [...] Später in den vorderen Salons. Kaffee und Bier. Auch Erika kam nach 11 Uhr von ihrer Arbeit.»¹³

Jene Arbeit Erikas ist ein weiterer Grund für gelegentliche Reisen der Manns nach Basel: Die Eltern sehen sich hier mehrere Vorstellungen des literarisch-politischen Cabarets «Die Pfeffermühle» an, so auch während dieses Basler Aufenthalts. Erika Mann hatte das Cabaret noch kurz vor der nationalsozialistischen Machtübernahme in München gegründet, das erste Exilprogramm hatte dann am 30. September 1933 im Zürcher Gasthof «Zum Hirschen» Premiere gehabt, in den folgenden Jahren wird man 1034 Aufführungen in sieben Ländern geben. Den Nationalsozialisten, ob in der Schweiz oder Deutschland, ist Erika Manns Truppe ein Ärgernis. «Die Front» wird sie 1934 ein «politisches Hetzkabarett» nennen, das mit seinen «kulturbolschewistischen Helfern» auf einem «geschäftstüchtigen Hetzfeldzug» sei.¹⁴ Und am 8. Juni 1935 wird man Erika Mann als der «geistigen Urheberin» der «deutschfeindlichen Pfeffermühle»¹⁵, wie es explizit heisst, die deutsche Staatsangehörigkeit aberkennen.

Am Vormittag des 22. März 1934 werden Katia und Thomas Mann, nachdem Otto Kleiber das Vortragshonorar ins Hotel gebracht hat, vom jungen Stickelberger mit dessen Packard abgeholt und zum Haus seiner Eltern in der St. Alban-Vorstadt gefahren, danach in die Frauenklinik, wo Thomas Mann einen Krankenbesuch bei der Schauspielerin Therese Giehse macht, die seit 1927 mit Erika befreundet ist. In Erikas Wagen fährt man zum Café Spitz, wo man wie üblich zu Mittag isst. Nach dem Abendessen im Hotel gehen die Manns «zu Fuss zu dem nicht fernen Lokal der «Pfeffermühle», dem «Gambrinus», wo man uns, ohne Kartenausfolge, Plätze anwies.» In dem 450 Zuschauer fassenden Saal an der Falknerstrasse 35 gastiert die «Pfeffermühle» den ganzen März über. «Der Saal stark besetzt, fast ausverkauft. Aber das Publikum erwies sich als recht stumpf», so Thomas Mann, «wenn es auch mit gläubigem Beifall nicht kargte und namentlich bei politischen Gelegenheiten Überzeugung bekundete.»¹⁶ Neben Erika Mann wirken im zweiten Programm der «Pfeffermühle» die Schauspielerin Sybille Schloss, ihr Kollege Igor Pahlen, die Grotesk-Tänzerin Lotte Goslar und der Pianist Magnus Henning mit. Thomas Mann ist besonders von den «Geräusch-Imitationen» Hans-Joachim Sohn-Rethels beeindruckt, ansonsten empfindet er «väterlich-befangene Ergriffenheit»¹⁷. Statt der

erkrankten Therese Giehse tritt in Basel Walter Mehring auf, der im «Gambrinus» erstmals seinen bis heute berühmten «Emigrantenchoral» vorträgt, in dem es heisst: «Werft / Eure Hoffnung über neue Grenzen – / Reisst Euch die alte aus wie'n hohlen Zahn!»¹⁸ Nach der Vorstellung begibt man sich wieder ins Hotel «Drei Könige» und feiert «bis 1/2 1 Uhr bei einer Flasche Champagner, die die Giese [sic!] gestiftet, und Caviar-Toast»¹⁹.

Schon fünf Wochen später sind Katia und Thomas Mann wieder zu Gast in Basel. Am 29. April 1934 beziehen sie ihr Stamm-Zimmer im «Drei Könige», wo sie Rudolf Emanuel Stickelberger besucht, abends sind sie bei Karl Joel und dessen Schwester zum Essen geladen. Am folgenden Tag besucht man in Riehen den Geiger Adolf Busch und dessen Schwiegersohn in spe, den Pianisten Rudolf Serkin, danach nimmt man eine «Omelette in einer Weinstube» zu sich. «Dann ins Hotel zur Toilette. Um 8 Uhr von Stickelberger abgeholt, Fahrt zum Vortragslokal. Schöner, mittel-grosser Saal im ehem. Erzbischöflichen Palais.»²⁰ Nach Thomas Manns Vortrag über «Goethes Laufbahn als Schriftsteller» im Münstersaal geht man zum «abschliessenden Beisammensein mit den Studenten und Studentinnen» in ein Zunfthaus. «Der menschliche Gewinn war der junge Burkhardt [sic!],» notiert der jungen Männern erotisch zugeneigte Literat in sein Tagebuch. Er ist von seinem 1913 geborenen Tischnachbarn aus bester Basler Familie, dem späteren Juristen und Diplomaten Jakob Karl Burckhardt²¹, zweifellos äusserst angetan: «ein bildhübscher, feiner und freundlicher Junge, romanischer Typus, vornehm und höchstansprechend»²², notiert Mann in sein Tagebuch.

Am 16. Oktober 1934 besuchen Katia und Thomas Mann in Basel das dritte Schweizer Programm der «Pfeffermühle», das dort am 3. Oktober Premiere gehabt hatte. Es ist wesentlich schärfer und kompromissloser als die vorherigen (und wird erst später in Zürich zu sehen sein, wo es für Krawalle mit Rufen wie «Use mit de Jude»²³ sorgen wird), neben Klaus und Erika Mann hat auch Hans Sahl Texte geliefert. Die Truppe um Erika Mann spielt bis 21. Oktober²⁴ wöchentlich acht Vorstellungen im «Rialto» an der Birsigstrasse, «einem modernen Etablissement mit Schwimmbad und Restaurant-Betrieb»²⁵. Zufrieden nehmen Erikas Eltern ihre Plätze ein «in dem grossen und luftigen Saal, der immer noch stark besetzt war bis in die Hintergründe», und nur, dass der Architekt Hans von der Mühl und seine Frau Theodora, eine Schwester Carl Jacob Burckhardts, zu spät kommen und stören, verstimmt Thomas Mann ein wenig. Ansonsten registriert er: «Rührende Eindrücke wie immer. Die Giehse vorzüglich als des Fischers Frau. Das Publikum voller Sympathie und beifallsfreudig bei den politischen Steigerungen.» Therese Giehse singt schon in Basel das Chanson «Weil ich will», das dann in Zürich als Anspielung auf den Oberstkorpskommandanten Ulrich Wille²⁶ verstanden wird, den Onkel von Erikas Freundin Annemarie Schwarzenbach, dem man Kontakte zu Nazi-Grössen vorwirft: «Was so ein Wille will, / Ist wirklich einerlei, – / Wenn er das Schlechte will, / Ists auch egal. / Es kommt nur darauf an, / Dass einer wollen kann, – / Denn dann gehorchen wir / Ihm allemal.»²⁷ Nach der Vorstellung fährt man ins Hotel «Drei Könige» und feiert, wie könnte es anders sein, in Erikas Zimmer «das traditionelle Champagner-Fest»²⁸.

Mit dem Auto von Annemarie Schwarzenbach («unbequem», moniert Thomas Mann) fahren die Manns am 5. Dezember 1935 von Küssnacht erneut nach Basel, wieder einmal, um das neueste Programm der «Pfeffermühle» zu sehen. Mann empfindet bei der Vorstellung im «Gambrinus» die «gewohnte Mischung von Ergriffenheit und Beklommenheit eines ›Vaters›», weniger positiv reagiert er auf eine «fatale Begegnung mit dem ausgewiesenen Schupo, der nach einem sexuellen Abenteuer mit Klaus verhaftet wurde», doch auch dadurch lässt man sich den traditionellen Ausklang des Basel-Besuchs nicht vermiesen: «Champagner und Caviar»²⁹ auf dem Hotelzimmer im «Drei Könige».

Am 10. Januar 1936 hält Thomas Mann, der in Basel zuletzt am 11. November 1934 im Rahmen einer Veranstaltung der Europa-Union für den Frieden vor 2000 Zuhörern im Grossen Festsaal der Mustermesse gesprochen hatte, einen Vortrag im Münstersaal des Bischofshofs. Unter den 300 Zuhörern befinden sich Adolf Busch und Rudolf Serkin, der Schriftsteller Wilhelm Herzog, der Theologe Karl Barth, Alfred Kober von der «National-Zeitung» und der Psychoanalytiker Heinrich Meng. Diesmal logiert Mann nicht im «Drei Könige», sondern er nächtigt im Privathaus von Johannes Ritz-Stern in der Lindenstrasse. Nur noch einmal vor der Emigration in die USA stattet er Basel am 16. November 1936 einen kurzen Besuch ab, um Dr. Gigon im Clara-Spital zu konsultieren.

Nach Ende des Krieges, den Thomas Mann vorwiegend im kalifornischen Pacific Palisades verbracht hat, kommt er noch für drei weitere Veranstaltungen nach Basel. 1947 spricht er über «Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung», zwei Jahre später liest er im Grossen Konzertsaal des Stadtcasinos zwei Kapitel aus «Der Erwählte» (nun gegen ein Honorar von 650 Franken und selbstverständlich die Übernachtung im «Drei Könige»), zuletzt hält er im Rahmen einer Matinee im Stadttheater am 11. Juni 1950 den Vortrag «Meine Zeit».

Anmerkungen

- 1 Mann, Thomas: Tagebücher 1933–1934. Hrsg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt am Main 1977, S. 71.
- 2 Mann, a.a.O., S. 73.
- 3 Mann, a.a.O., S. 93.
- 4 Mann, a.a.O., S. 30.
- 5 *National-Zeitung*, 22.3.1934.
- 6 Mann, a.a.O., S. 67.
- 7 Mann, a.a.O., S. 68.
- 8 Mann, a.a.O., S. 69.
- 9 Mann, a.a.O., S. 69.
- 10 Mann, a.a.O., S. 72.
- 11 Mann, a.a.O., S. 73.
- 12 Mann, a.a.O., S. 367.
- 13 Mann, a.a.O., S. 368.
- 14 Zit. nach: Keiser-Hayne, Helga: Erika Mann und ihr politisches Kabarett «Die Pfeffermühle» 1933–1937. Reinbek 1995, S. 155.
- 15 Keiser-Hayne, a.a.O., S. 161.
- 16 Mann, a.a.O., S. 369f.

- 17 Mann, a.a.O., S. 369f.
- 18 Mehring, Walter: Der Emigrantenchoral. – Zit. nach: Keiser-Hayne, a.a.O., S. 119.
- 19 Mann, a.a.O., S. 370.
- 20 Mann, a.a.O., S. 403.
- 21 Jakob Karl Burckhardt (25.6.1913 Basel – 5.12.1996 Zürich) wurde 1937 an der Universität Basel zum Dr. iur. promoviert. Ab 1942 war er Legationsattaché, später Legationssekretär für die Eidgenossenschaft in Prag und Oslo. Von 1951 an diente er (ab 1953 als Legationsrat) in Stockholm, 1954–1956 als Legationsrat in Rom. Danach war er Delegierter des Schweizerischen Bundesrates für atomare Fragen, ab 1961 Leiter der Abteilung für internationale Organisationen im EPD.
- 22 Mann, a.a.O., S. 403f.
- 23 Zürcher Stadtratsprotokoll, 15.12.1934. Zit. nach: Keiser-Hayne, a.a.O., S. 154.
- 24 So die Aufzeichnungen von Erika Mann. Ursprünglich war eine Laufzeit bis 17. Oktober annonciert gewesen.
- 25 Mann, a.a.O., S. 548.
- 26 Ulrich Wille (1877–1959), Sohn des Schweizer Generals im Ersten Weltkrieg Ulrich Wille (1848–1925) und der aus Deutschland stammenden Clara Wille-von Bismarck (1851–1946), hatte Kontakte zu Nationalsozialisten wie Rudolf Heß, den Wille im März 1934 in München aufsuchte (und dort Adolf Hitler traf, den er bereits Anfang der 20er Jahre kennengelernt hatte). Erika Manns Chansontext, der in Zürich von Teilen des Publikums als satirischer Kommentar zur noch aktuellen Affäre Wille verstanden wurde (im Oktober war es zu einer Behandlung des Falles Wille durch den Bundesrat gekommen), war bereits im Juni 1934 in Holland entstanden. – Beim «Pfeffermühlen»-Gastspiel im Kursaal Zürich kam es – offenbar ausgelöst durch ein Frontisten-Flugblatt vom 12.11.1934 – am 13.11.1934 zu Störungen durch Buhrufe und am 16.11.1934 zu einer Saalschlacht; Erika Mann erhielt anonyme Morddrohungen. Während Erika Mann Annemaries Mutter Renée Schwarzenbach-Wille, die ihre Abneigung gegen Erika Mann nie verborgen hatte, als Drahtzieherin der unter Beteiligung von Annemaries Cousin James Schwarzenbach (einem ehemaligen Mitglied der «Nationalen Front») erfolgten Störaktionen betrachtete, sah Annemarie Schwarzenbach die Fronten als Urheber des Skandals an und zeigte sich überzeugt, dass ihre Mutter nichts davon gewusst habe. – Für detaillierte Hinweise dazu danke ich Andreas Tobler, Schaffhausen.
- 27 Mann, Erika: Weil ich will. – Zit. nach: Keiser-Hayne, a.a.O., S. 134.
- 28 Mann, a.a.O., S. 548.
- 29 Mann, Thomas: Tagebücher 1935–1936. Hrsg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt am Main 1978, S. 216.



Theo Meier (31.3.1908 Basel – 19.6.1982 Bern)

Spalenvorstadt 7 / Aeschenvorstadt 32 («Zum Drachen»)

Auch nach vierzig Jahren in Asien fühle er sich «tief im Herzen als Basler»¹, bekannte der Maler Theo Meier. Geboren in Basel als Sohn des Schreibmaschinen-Händlers Theodor Meier-Zeller durchläuft auch Theodor Wilhelm Meier zunächst eine kaufmännische Ausbildung, besucht daneben aber zudem Kurse an der Basler Kunstgewerbeschule. Ein Stipendium der Gewerbeschule ermöglicht ihm 1928, den Schritt in die zweifelhafte Existenz als freischaffender Künstler zu wagen. Theo Meier mietet eine Mansarde in der Spalenvorstadt 7 und richtet sich dort ein kleines Atelier ein. «Klöpfer, Salzweggen, billiger spanischer Rotwein – und Hoffnung nährten mich. Farben wurden beim freundlichen Max Opfliger auf Pump gekauft. Wenn ich aus meinem Fenster über die Dächer sah, kam ich mir schon als Kapitän eines grossen Schiffes vor. «Wohin gehen wir?»². Eine Ausstellung mit Werken Paul Gauguins, die er in Basel sieht, weckt Theo Meiers Sehnsucht nach der Fremde. Zunächst einmal bereist er auf Gauguins Spuren die Bretagne, doch bald wird ihm klar, dass nur eine vernünftige finanzielle Basis künstlerische Unabhängigkeit ermöglicht. So kommt es ihm höchst gelegen, dass die Basler Universität ein Porträt des Schriftstellers Jakob Schaffner bei ihm in Auftrag gibt. Bald darauf darf Theo Meier den Dirigenten Paul Sacher konterfeien, der ihn wiederum Arthur Honegger empfiehlt. Mit dem Geld, das er für diese drei Porträts erhält, reist Meier 1929 nach Deutschland, in der Tasche Empfehlungsbriefe von Jakob Schaffner an Berühmtheiten wie Max Liebermann. An der Berliner Kunstakademie wird er nach einer Aufnahmeprüfung, bei der er einen Leiterwagen abzumalen hat, in Carl Hofers Klasse aufgenommen. Auch den von ihm bewunderten Emil Nolde trifft er in Berlin und in Dresden Otto Dix, von dem Meier, wie er selbst bekundet, in kurzer Zeit mehr über Maltechnik lernt als jemals zuvor. 1930 kehrt Theo Meier nach Basel zurück, fertigt im Auftrag Paul Sachers ein Porträt des Komponisten Igor Strawinsky an und stellt vom 10. August 1931 an seine Bilder, zusammen mit denen seines Freundes Karl Moor, einen Monat lang im «Kunstsalon Bettie Thommen» an der Güterstrasse 119 aus.

Theo Meiers Sehnsuchtsziel aber heisst Tahiti, wohin er gemeinsam mit dem befreundeten Ethnologen Lucas Staehelin fahren will – worüber die Familie Staehelin ebenso wenig begeistert ist wie Meiers Vater. Das Hauptproblem ist jedoch zunächst die Finanzierung der teuren Schiffsreise ans andere Ende der Welt. «Im Jahre 1932 gründete ich als junger Maler einen Verein», wird sich Meier rückblickend erinnern. «Den Mitgliedern versprach ich grosse Rabatte für künftige Meisterwerke. Dafür finanzierten sie mir eine Reise in die Südsee. Es war das Geschäft meines Lebens.

Der Stille Ozean, der fast den dritten Teil der Erdoberfläche bedeckt, und vor allem seine romantische Inselwelt geisterten damals durch alle meine Träume. Die Schriften von Rousseau und Filme wie *Tabu* von Murnau, *White Shadow* und *Insel der Dämonen* hatten mich wie das Fieber gepackt.»³ In Wirklichkeit findet Meier zwar nicht genügend Mitglieder, die tatsächlich 20 Franken monatlich einzahlen, um die Reise zu finanzieren – 20 von ihnen wären nötig –, dafür aber einen Mäzen, der für den Rest einspringt. Stolz eröffnet Meier ein Konto bei der Bank Sarasin, bald darauf schiffen sich er und Lucas Staehelin auf der «SS Astrolabe» ein. Die lange Reise führt die Freunde über Guadeloupe, Martinique und den Panamakanal nach Papeete, wo Meier die Schönheiten der Natur ebenso begeistern wie die der weiblichen Einwohner. Doch was ihn an Gauguins Bildern so fasziniert hatte, findet er nicht wieder: «Als ich nach Tahiti kam, war ich sehr enttäuscht, dass die Kultur, von der ich träumte, nicht mehr dort war. Aber ich habe die Elemente gesehen, mit denen Gauguin seine schönen Bilder aufgebaut hat. Er hat mir die tropische Natur gezeigt.»⁴

Meier kehrt via Australien (wo Lucas Staehelin sich verliebt und zurückbleibt), China, Singapur und Kairo 1934 nach Basel zurück – mit 32 Ölbildern und vielen Zeichnungen. Dass er einige Bilder auf alte Kaffeesäcke gemalt hatte, stellt sich bei der Einreise als Glück heraus: So kann er sie als Fasnachtsdekorationen deklarieren und gegen lächerliche sechs Franken Zollgebühr einführen.

Zurück in Basel sieht er seine Heimatstadt mit neuen Augen. Er ist zwar fasziniert vom kulturellen Leben hier, besucht insbesondere zahlreiche Konzerte, verkauft bei einer Ausstellung auch sämtliche auf der Reise entstandenen Bilder, doch er realisiert auch, dass in der Schweiz ein bildender Künstler eine Art kulturelles Phänomen darstellt. Theo Meier will durchaus «dazugehören», zugleich aber auch unbeobachtet leben und arbeiten können. So bezieht er zwar ein Atelier im «Haus zum Drachen» an der Aeschenvorstadt 22, schmiedet aber schon bald Pläne für eine zweite grosse Reise: «Mein Verein, dem ich inzwischen den Namen *Klub der Dummen* gegeben hatte, machte mir das beinahe Unmögliche möglich. Übrigens habe ich später alle meine Freunde entschädigt und ihre Erwartungen erfüllt. Dieses Mal wollte ich unbedingt Bali sehen, an dem ich auf meinem ersten Streifzug vorbeigefahren war. Im Film *Insel der Dämonen* war ich dort einem Leben begegnet, das eine Ursprünglichkeit ausstrahlte, die nicht vom Regisseur erfunden sein konnte.»⁵

Ende 1935 bricht Theo Meier nach Singapur auf, wo er vier Monate lang beim Basler Hans Burckhardt wohnt, um Malaiisch, die Grundsprache Indonesiens, zu erlernen, und schliesslich mit dem «Schweine-Express», einem Dampfer, der Singapur mit schlachtreifen Tieren aus Bali versorgt und auf dem Rückweg geruchsunempfindliche Passagiere mitnimmt, nach Bali zu fahren. In der im Norden der Insel gelegenen Hafenstadt Buleng geht Meier, der etwa zwei Wochen auf Bali bleiben will, von Bord. «Kaum fünfhundert Meter von meinem Hotel entfernt, begegnete ich einer langen Reihe von Frauen in feierlicher Prozession. Diese Frauen waren alle in prächtigen Brokat gehüllt, gingen barfuss und trugen auf dem Kopf bemalte, vergoldete Holzschalen mit Früchten und Blumen. [...] Am selben Abend erlebte ich im Städtchen, mitten auf der Strasse, einen Djanger-Tanz. Sechs Knaben und sechs Mädchen, die sich in zwei Reihen gegenüber sass, sangen Lieder. Sie bewegten

dazu Arme, Hände und Köpfe auf eckige und doch graziöse Art. [...] Die erste Nacht auf Bali war für mich verwirrend. Gamelan-Klänge drangen durch die Bretterwände meiner Holzkammer. Der Vollmond leuchtete durch Ritzen und Astlöcher. Ich stieg kurz nach dem Zubettgehen, von der Musik im Freien aufgerüttelt, wieder in meine Kleider und befand mich bald mitten in einem berückenden Tempelfest. [...] Ich kostete den Reiswein und den Reisschnaps, den mir eine junge, liebliche Balinesin mit Blumen im Haar kredenzte. Hinter den Reisfeldern zeichnete sich eine Reihe von Palmensilhouetten am Nachthimmel ab. Über den schlanken Stämmen funkelten der Mond und die Sterne. Der Rausch, der mich erfasste, ist nie mehr abgeklungen.»⁶

Im Gegensatz zu Tahiti hat auf Bali die traditionelle Kultur überlebt. Hier findet Meier die Einfachheit, die Reinheit, den Einklang von Kunst und Natur, den er gesucht hat. Jeder Seinsform wird Bedeutung zugemessen, jedes Subjekt, jedes Objekt wird in kosmischem Bezug gesehen. Und die künstlerisch Tätigen sind ganz anders als in Europa in den Alltag integriert: Die Sprache kennt gar keinen Begriff für «Kunst», beinahe jeder Balinese ist Tänzer oder Maler, Holzschnitzer oder Steinbildhauer ... Mit der balinesischen Kultur vertraut macht ihn ein anderer Immigrant: Im Künstlerdorf Ubud lernt Theo Meier Walter Spies kennen, der schon seit 1927 auf der Insel lebt und dank seiner zahlreichen berühmten Besucher zum Katalysator des Mythos der Insel der Dämonen geworden ist. 1895 als Sohn des deutschen Vizekonsuls in Moskau geboren, war Walter Spies nach der Entlassung aus russischer Kriegsgefangenschaft 1919 in Dresden und Hellerau in Kontakt mit Oskar Kokoschka und Otto Dix gekommen und hatte bald selbst erste Erfolge als Maler gefeiert. In Berlin war er dem Filmregisseur Friedrich Wilhelm Murnau begegnet, der sich in den aristokratisch aussehenden, jungen Maler und Musiker Spies verliebt hatte. Bald jedoch hatte sich Spies eingeeengt gefühlt, weniger durch den melancholischen Murnau, als vor allem durch das Leben in der bohemhaften Gesellschaft der Metropole. Spies hatte Deutschland 1923 verlassen und zunächst einige Jahre im javanischen Yogyakarta das Hoforchester des dortigen Sultans geleitet, dann war er auf Einladung des Prinzen Cokorda Gde Raka Sukawati nach Bali übersiedelt. Dem Regisseur Victor von Plessen hatte Spies bei der Regie der «Insel der Dämonen» geholfen, jenes Films, der Theo Meier so beeindruckt hatte. Seit längerem befasst sich Spies intensiv mit der balinesischen Musik – er unterhält zwei vollständige Gamelan-Orchester –, vor allem aber beeinflusst er auf entscheidende Weise Motivik und Maltechnik der balinesischen Malerei. Spies auf Bali zu besuchen ist ein «Must» für die internationale Szene. Zu seinen Gästen gehören Leopold Stokowski, Cole Porter, Noël Coward, Charlie Chaplin, Margaret Mead, die Woolworth-Erbin Barbara Hutton und Vicki Baum, die in Spies' Haus in Campuan ihren Bestseller «Liebe und Tod auf Bali» schreibt. Doch wenn Spies der Trubel der internationalen Besucher zu viel wird, zieht er sich in seine bescheidene Hütte in Iseh zurück, in die er auch Theo Meier mitnimmt. Auch seinen Schweizer Kollegen Willy Quidort lernt Theo Meier 1937 durch Spies kennen. Doch Meier erlebt nur noch die letzte Phase dieser ersten europäischen Künstlerkolonie auf Bali: Ende 1938 beschliessen einige höhere holländische Beamte, strafrechtlich gegen die zahlreichen europäischen Homosexuellen auf der Insel vorzugehen. Im Zuge dieser regelrechten Hexenjagd

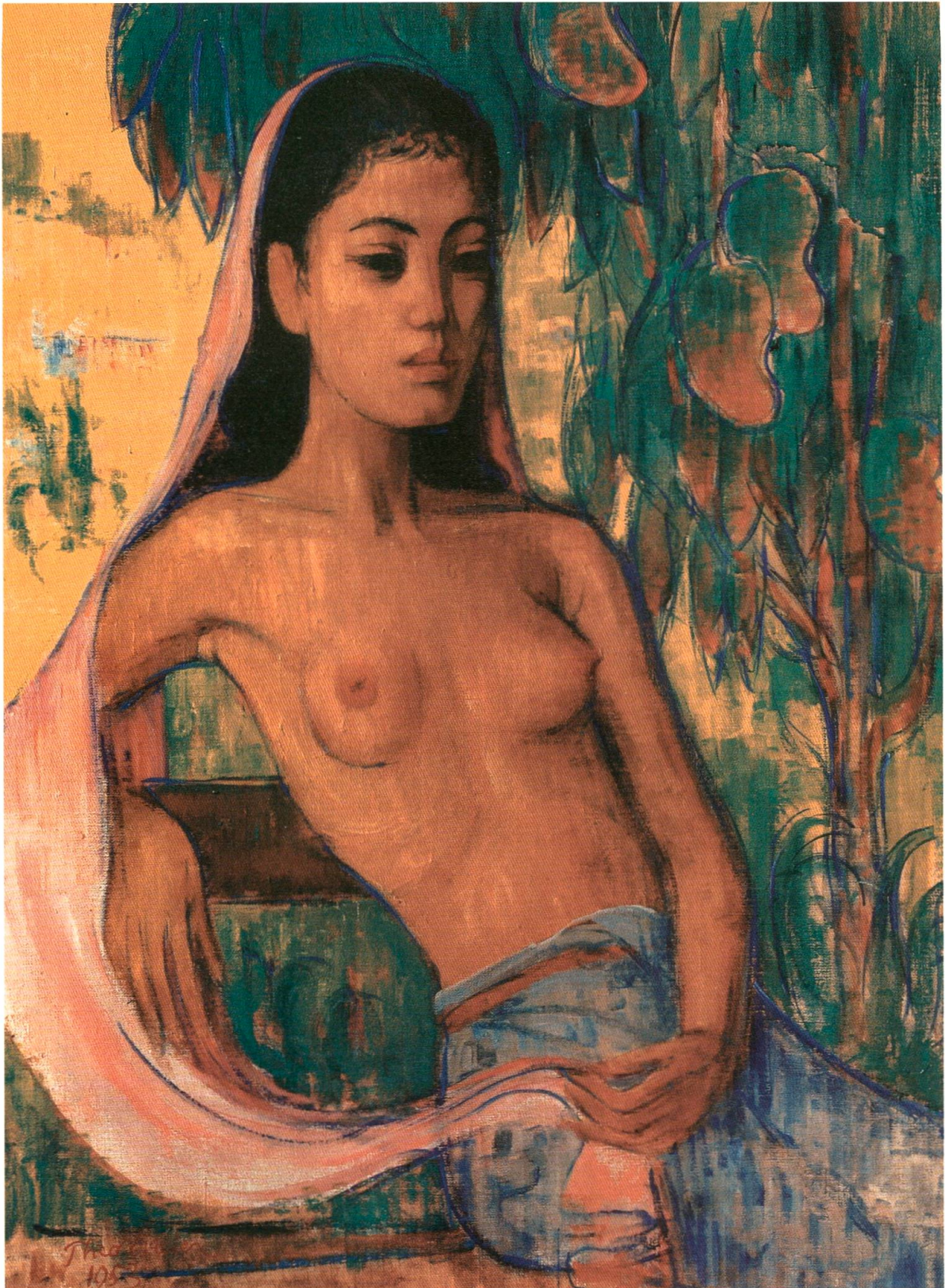


Abb. 20: Gemälde von Theo Meier.

werden mehr als hundert Personen festgenommen, auch Walter Spies wird zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. Nicht wenige Künstler verlassen Bali. 1940 werden nach der Invasion der deutschen Truppen in Holland alle verbliebenen Deutschen in Niederländisch-Indien interniert, zunächst auf Java, dann auf Sumatra. Aus Angst vor einem drohenden Überfall der Japaner bringen die Holländer die Gefangenen auf die «Van Imhoff», die sie nach Ceylon evakuieren soll. Doch am 19.1.1942, einen Tag nach seinem Auslaufen, wird das Schiff durch japanische Bomben versenkt; wie die meisten Gefangenen ertrinkt auch Walter Spies.

Theo Meier ist weder von der Inhaftierung Homosexueller betroffen – er heiratet 1938 die 17-jährige Balinesin Ni Madé Mulugan und wird am 1. Juni 1939 Vater der Tochter Leonie; nach der Scheidung schliesst er 1942 eine zweite Ehe mit Madé Pegi –, noch von der Internierung feindlicher Ausländer, denn schliesslich ist er als Schweizer Angehöriger eines neutralen Staates. Als 1942 die Japaner in Sanur landen, wo sich Meier wie die meisten Europäer angesiedelt hatte, flieht er nach Saba. In diesem abgeschiedenen Dorf in der Nähe des Vulkans Gunung Agung besucht ihn der Basler Musikologe Ernst Schlager. Mit Hilfe Meiers verfasst Schlager nicht nur ein Buch über balinesische Musik, sondern kann auch eine stattliche Sammlung von Kunstgegenständen zusammenstellen, die er 1945 mit zurück nach Basel nimmt und die heute im Museum der Kulturen zu sehen sind (ebenso wie Hunderte von Objekten, die Alfred Bühler, der damalige Direktor des Völkerkundemuseums, 1949 mit Hilfe Meiers akquiriert). Theo Meier indes bleibt auch nach Kriegsende in Bali, wo 1948 seine zweite Tochter Ni Wayan Ani Sugandi Gria zur Welt kommt. Von 1950 an hält sich Meier erstmals seit seiner Emigration wieder in der Schweiz auf. Zurück in Bali muss er 1952 jedoch feststellen, dass sich seine Frau inzwischen mit einem anderen liiert hat; auch diese Ehe wird geschieden.

1955 gibt Theo Meier seinen balinesischen Wohnsitz auf, um sich dauerhaft in seiner Heimat niederzulassen. Seine Bilder werden in Bern und an der Leonhardstrasse 33 in Basel ausgestellt, Meier wird als «Schweizer Gauguin» gefeiert. Schon bald jedoch sehnt sich der Künstler nach dem wärmeren Klima Südostasiens. Nach einem neuerlichen kurzen Aufenthalt in Bali reist er im Dezember 1957 auf Einladung des Prinzen Sanidh Prayurasakdi Rangsit (eines Cousins von König Bhumibol) nach Thailand, wohnt dort zunächst in dessen Sommerresidenz am Strand von Hua Hin, wo er Phab Prakamsriwong, genannt Laiad oder auch Jettli, kennenlernt, die 1964 seine dritte Frau werden wird, und zieht 1961 gemeinsam mit dieser in den Norden des Landes nach Chiang Mai. Die beiden leben dort in der ersten Zeit in einem bescheidenen Anwesen beim Wat Suan Dok, dann erwirbt Theo Meier Land am Ufer des Ping, acht Kilometer nördlich von Chiang Mai, lässt dorthin von verschiedenen Orten zwei 100-jährige Teak-Häuser bringen und zu einem spektakulären Doppelhaus vereinen, das 1972 mit einer traditionellen Zeremonie eingeweiht wird.

1978 diagnostiziert man bei einer Prostataoperation Krebs. Im Mai 1981 reist Meier ein letztes Mal nach Bali, wo er sich seit 1966 immer wieder aufgehalten und im Dorf Iseh, in das er einst durch Walter Spies gekommen war, ein Haus gekauft hatte. In der Nacht nach seiner Ankunft dort muss er ins Hospital der Hauptstadt Denpasar eingeliefert werden. Die Klinik ist nicht gut ausgestattet, Meier erhält

gegen die Schmerzen Morphium und wird nach Chiang Mai ausgeflogen. Eine dreimonatige Chemotherapie bringt keine Besserung, schliesslich entschliesst sich Theo Meier doch zu einer Behandlung in der Schweiz, aber es ist keine Gesundung mehr möglich; am 19.6.1982 stirbt er in einer Berner Klinik. Zwei Tage später wird Meier kremiert, seine Asche wird nach Thailand geflogen, dort nach buddhistischem Ritus hundert Tage vor seinem Haus aufgestellt und dann teils in den Ping verstreut, teils bei Pattaya in den Golf von Siam. Der Rest der Asche wird zu seiner zweiten Tochter nach Bali gebracht, die seit 1963 mit dem Balinesen I Nyoman Mudra verheiratet und Mutter von sechs Kindern ist. In balinesischer Tradition werden diese Überreste bis heute im Schrein des Familientempels in Renon bei Denpasar verwahrt.

Anmerkungen

- 1 Zit. nach: Hamel, Didier: Theo Meier. A Swiss Artist under the Tropics. Jakarta 2007, S. 10.
- 2 Zit. nach: Wenk, Klaus: Theo Meier. Bilder aus den Tropen. Zürich 1980, S. 9.
- 3 Meier, Theo: Zwei Wochen Bali. – In: Meier Theo / Mayer, Fred: Bali – Insel der Götter, Geister und Dämonen. Zürich 1975, S. 6.
- 4 Zit. nach: Wenk, a.a.O., S. 34.
- 5 Meier, a.a.O., S. 6.
- 6 Meier, a.a.O., S. 6–8.



Eleonora von Mendelssohn (12.1.1900 Berlin – 24.1.1951 New York) Holbeinstrasse 69

«Die Holbeinstrasse, das ist das Europa, das ich liebe. Infolgedessen das Einzige, das ich vermisse»¹, schrieb Eleonora von Mendelssohn kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aus dem New Yorker Exil an ihre Basler Freunde, den Kunsthändler Christoph Bernoulli und seine Frau Alice. Die imposante elterliche Villa in Berlin-Grunewald, wo die Bankierstochter und direkte Nachfahrin des grossen jüdischen Aufklärers Moses Mendelssohn in unermesslichem Luxus aufgewachsen war² und schon als Kind im wahrsten Sinne des Wortes spielend Staatsmänner wie Kaiser Wilhelm II. und Walther Rathenau, Geistesgrößen wie Hugo von Hofmannsthal und Gerhart Hauptmann und natürlich auch ihre Patin, die legendäre Schauspielerin Eleonora Duse, kennengelernt hatte, war im Krieg zerbombt worden. Und das durch die Gemälde Gustav Klimts bekannte Schloss Kammer am österreichischen Attersee, das Eleonora von Mendelssohn 1925 erworben hatte und in dem sie bis 1937 allsommerlich Gäste wie Marlene Dietrich, Noël Coward, Erika und Klaus Mann, Wilhelm Furtwängler, Arturo Toscanini, Cecil Beaton, Elisabeth Bergner, Gustaf Gründgens, ja sogar den Herzog von Windsor samt Ehefrau Wallis Simpson und natürlich auch die Bernoullis empfangen hatte, gehörte seit der Scheidung ihrem zweiten Ehemann Emmerich von Jeszenszky.

Mit dessen Vorgänger, dem Basler Pianisten Edwin Fischer, hatte Eleonora von Mendelssohns grosse Liebe zu Basel wohl kaum zu tun. Ihre erste Ehe begann ebenso dramatisch wie sie endete: Am späten Abend des 2. Dezember 1918 wurde Fischer, der wie andere prominente Musiker von Artur Schnabel bis Adolf Busch gelegentlich im Hause Mendelssohn musizierte, von Eleonoras Bruder Francesco von Mendelssohn telefonisch alarmiert: Eleonora sei im Begriff, ihrem Leben ein Ende zu setzen; einen Abschiedsbrief habe sie schon geschrieben, nun halte sie die geladene Waffe in der Hand, nur Fischer könne den Suizid verhindern. Der irritierte Fischer, der die bildschöne Eleonora eigentlich eher flüchtig kannte, eilte unverzüglich zu ihr und schlitterte so geradezu in die Ehe mit einer Frau, die sich heftig in ihn verliebt hatte, zu der er jedoch nur «Freundschaft, aber körperlich keine Anziehung»³ empfand. Dem immerhin 31-jährigen Fischer, erotisch noch unerfahren und mit einer geradezu neurotischen Angst vor allem Sexuellen besetzt, hatte seine Mutter schon als Pubertierendem eingeredet, dass er «sein Talent und sein Klavierspielen für immer verlieren» werde, «wenn er jemals, auch nur ein einziges Mal, das Ding mit einer

Abb. 21: Eleonora von Mendelssohn.

Frau tun würde.»⁴ Fischer selbst hatte in seinem Tagebuch einige «Richtlinien» für sein Leben formuliert: «Liebe und Sinnlichkeit trennen. Erstere stets und überall rein, morgenkeusch und edel ausüben, keine Leidenschaftsverhältnisse, sie ruinieren.»⁵ Und immer wieder hatte er sich selbst ermahnt: «Evitez les femmes!»⁶

Francesco erklärte Fischer kurz darauf, es sei bereits zu spät, auf Distanz zu Eleonora zu gehen, es gebe nur noch eines: Heirat. Also verlobte sich Fischer mit Eleonora; kaum zu Hause angekommen, schrie er verzweifelt und weinte lange, wie er selbst in seinem Tagebuch festhielt. Als er zögernd seine äusserst besitzergreifende Mutter Anna Fischer unterrichtete, verlor diese wie erwartet völlig die Fassung: «Jetzt habe ich Dich verloren!» Überhaupt war die ganze Verlobungszeit «schrecklich, grässlich»⁷, ständig kam es zu Auseinandersetzungen mit Anna Fischer, zu Eifersüchteleien und Kränkungen. Fischers Mutter war erst hochgradig nervös und reizbar, dann legte sie sich krank ins Bett und demonstrierte so ihren Widerwillen gegen die geplante Eheschliessung.

Dennoch fand am 10. Juli 1919 in Berlin die Hochzeit statt, die Flitterwochen führten das Paar zunächst nach Basel, wo das Ehepaar im Hotel «Schweizerhof»



Abb. 22: Giulietta und Robert von Mendelssohn mit ihren Kindern Francesco, Angelica und Eleonora.



Abb. 23: Eleonora von Mendelssohn mit Alice und Christoph Bernoullis Sohn Monjik.

abstieg und fünf Tage mit Verwandtenbesuchen verbrachte, dann weiter an den Thunersee: «Bald fing die grosse Traurigkeit bei mir wieder an. Verweinte Morgen [...], das Gefühl, alles verloren.»⁸ Während der Ehe kam es immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Eleonora von Mendelssohn und ihrer Schwiegermutter, auch in der Öffentlichkeit. Selbst Edwin Fischer musste erkennen, dass «hässliches Benehmen und Eifersucht» seiner geliebten Mutter «Eleonoras innere Stellung zu ihr» mehr als trübten. Doch nicht nur das angespannte Verhältnis zwischen Anna Fischer und Eleonora belastete das Paar. «Eleonora hatte es anfangs nicht leicht, mich unerfahrenen, langsamen Mann, mehr Kind, neben sich zu haben, ich merkte das nicht, weil sie vieles verbarg»⁹, erinnerte sich Fischer im Rückblick recht beschönigend an seine ersten Ehejahre. Eleonora von Mendelssohn resümierte wesentlich direkter: «I thought being married just meant playing duets.»¹⁰ Und eine Tante Eleonoras formulierte es noch knapper: «Er war ja kein Mann!»¹¹

Unzufrieden und gelangweilt nahm die junge Ehefrau Schauspielunterricht und debütierte unter dem Namen Eleonora Fischer 1924 am Wiener Theater in der Josefstadt. Regie führte der berühmte Max Reinhardt, in den sie sich schon als junges Mädchen verliebt hatte. Doch der verehrte Reinhardt packte sie wegen ihrer



Abb. 24: Eleonora von Mendelssohn mit dem Dirigenten Arturo Toscanini (Zeichnung von Eleonora von Mendelssohn, 1939).

Disziplinlosigkeit auf den Proben hart an, die verstörte Anfängerin flüchtete aus dem Engagement nach Berlin, in eine für die Ärzte rätselhafte Krankheit und schliesslich in die starken Arme des ungarischen Rittmeisters Emmerich von Jeszenszky. Fischer bat Freunde und Eleonoras Verwandtschaft um Vermittlung, schaltete vergeblich Ärzte ein und sah schliesslich doch keine andere Möglichkeit, als in die Scheidung einzuwilligen, die am 1. Dezember 1925 erfolgte. Da hatte Eleonora von Mendelssohn gemeinsam mit ihrem künftigen Ehemann Jeszenszky bereits Schloss Kammer am Attersee erworben, wo dieser in den kommenden Jahren ein landwirtschaftliches Gut betrieb, während sie mit Erfolg an Bühnen in Düsseldorf, München, Wien und vor allem Berlin auftrat. Sie spielte Rollen wie Antigone, Maria Stuart, Stella und Minna von Barnhelm, die Viola in Shakespeares «Was ihr wollt» und die Titelrolle

in Shaws «Candida», unter namhaften Regisseuren wie Leopold Jessner und Otto Falckenberg und als Partnerin von Bühnenstars wie Werner Krauß, Alexander Moissi, Gustaf Gründgens, Ewald Balser und Rudolf Forster. Letzterer folgte ihr 1937 in die USA, wohin sie – nach einer enorm defizitären, selbstfinanzierten Europatournee mit Luigi Pirandellos «Sechs Personen suchen einen Autor» und Schillers «Maria Stuart», die sie auch ins Stadttheater Basel geführt hatte –, gemeinsam mit ihrem Bruder Francesco im Herbst 1935 emigriert war, obwohl die beiden nach den NS-Rassegesetzen nur als «Mischlinge zweiten Grades» galten: «Man kann nicht Mendelssohn heissen und keine Jüdin sein.»¹² Forster wurde zwar kurz darauf ihr langersehnter dritter Ehemann, doch schon bald war er von ihrer Morphiumsucht überfordert; allein im Jahr 1938 musste sich Eleonora von Mendelssohn drei Entziehungskuren unterziehen. Da Forster, der kaum Englisch sprach, zudem Schwierigkeiten hatte, sich in den USA als Schauspieler zu etablieren, kehrte er ins «Dritte Reich» zurück.

Auch wenn sie für die leidenschaftlich Verehrten meist nur eine Episode war, schwärmte Eleonora von Mendelssohn, die unermüdlich und nicht ohne Erfolg versuchte, ihre Bühnenkarriere am Broadway fortzusetzen, ohnehin vor allem für bedeutende, oft unerreichbare Männer: Sie verehrte den toten Napoléon Bonaparte ebenso wie General Eisenhower, dem sie anonym kostbare Geschenke schicken liess. Max Reinhardt durfte sie nach zwei Jahrzehnten vergeblichen Schmachtens 1943 in den letzten Wochen vor seinem Tod immerhin pflegen, bevor sie zuletzt doch noch seiner Ehefrau Helene Thimig Platz machen musste. Danach galt Eleonora von Mendelssohns Verehrung vor allem dem Dirigenten Arturo Toscanini, den sie schon in den 30er Jahren bei den Salzburger Festspielen und den Musikfestwochen Luzern belagert hatte.

Für all das schöpfte sie immer wieder in Basel Kraft, wo sie mehrmals als Patientin im Frauenspital und in der Psychiatrischen Klinik behandelt wurde, vor allem aber als Dauergast monatelang bei den Bernoullis in der Holbeinstrasse 69 logierte. Dort war auch ihr Bruder Francesco, in jungen Jahren ein Cellist von internationalem Rang, der unter anderem mit Rudolf Serkin und mit dem Busch-Quartett konzertierte hatte, später ein mässig erfolgreicher Theaterregisseur, vor allem aber der wohl exzentrischste «glamorous boy» der Weimarer Republik, seit Anfang der 20er Jahre immer wieder zu Gast gewesen, oft mit homosexuellen Freunden wie Vladimir Horowitz, Ramón Novarro und Harald Kreutzberg im Schlepptau, die allesamt in der Holbeinstrasse nächtigten. «An unsittlichen Anträgen fehlte es nicht. Einmal fand ich im Badezimmer 4 nackte Männer, die sich alle rasierten. Ein Anblick für Götter, alte Jungfern und für den lila Club aus Basel», hatte Christoph Bernoulli 1928 nach einem solchen Besuch seiner Tante Emma berichtet. «Kurzum Sündenbabel und Holbeinstrasse, Sodom und Gomorrha waren dem 69 gleichzusetzen.»¹³ An den Logierbesuch des Stummfilmstars Ramón Novarro erinnerte sich Bernoulli vier Jahrzehnte später in einem Brief an Francesco von Mendelssohn so: «Er ging nackt im Haus spazieren, er schloss keine Klotüre und war in allen Lebenslagen desinvolte und heimelig.»¹⁴

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Alice und Christoph Bernoulli zu Eleonora von Mendelssohns engsten Freunden. Von der Holbeinstrasse 69 aus, wo sie sich zwischen 1946 und 1949 mehrmals für einige Monate aufhielt,

versuchte sie, sich um ihre Finanzen zu kümmern. Eine erhebliche Summe Geldes lag vorübergehend unerreichbar auf einem Konto in Holland: «Um dieses Konto freizubekommen, müssen wir nachweisen, dass keiner von uns Faschist oder Nazi gewesen ist. Wenn die Verhandlungen scheitern und die Holländer das Geld nicht herausgeben, liegt es natürlich wieder nur an Mama.» Die «arische» Mutter Giulietta nämlich war eine glühende Anhängerin und persönliche Freundin Mussolinis gewesen. «Das Schlimmste aber, was sie je getan hat, bleibt ja doch, dass sie den Grunewald, das Haus, in dem Papa gelebt hat und in dem er gestorben ist, an die Gestapozentrale verkauft hat. Es war nicht nur verbrecherisch, diese Bande dort hereinzulassen, sondern auch eine unsagbare Dummheit. Hätte sie sich geweigert, es ihnen zu verkaufen, hätten sie es ihr wahrscheinlich mit Gewalt beschlagnahmt und man könnte es jetzt ohne weiteres zurückbekommen.»¹⁵ Mit den Anwälten von Max Reinhardts Witwe stritt Eleonora von Mendelssohn um Mobiliar, das Reinhardt ihr einst verpfändet hatte. Und mit Hilfe von Christoph Bernoulli versuchte sie zu



Abb. 25
Ramón Novarro, Yvonne Georgi, Francesco von Mendelssohn, Vladimir Horowitz und Rudolf Serkin (v.l.n.r.), vorne Harald Kreutzberg, am 15.6.1928 in Basel.

klären, was aus der wertvollen Gemäldesammlung ihres Vaters mit Bildern von Rembrandt und Rubens, Van Gogh und Monet geworden war, die die Mutter teilweise weit unter Wert verkauft hatte.¹⁶ Bei einem längeren Besuch im Jahr 1946 verzehrte sich Eleonora von Mendelssohn in Basel wieder einmal in Sehnsucht nach Arturo Toscanini. «Ob ich dieses Ziel, den Unerreichbarsten, erreiche, / Hat nur scheinbar nicht mit Euch zu tun, / Denn die Kraft, dass ich davon nicht weiche, / Brachte mir mein in Euch Ruh'n»¹⁷, dichtete sie nach ihrem Basler Aufenthalt bei den Bernoullis in der Holbeinstrasse. Zurück in New York versteckte sie sich wie eine Stalkerin nächtelang in Toscaninis Garten, in der Hoffnung, vielleicht einen Blick auf den Maestro zu erhaschen. Dann gelang es ihr, sich einen Nachschlüssel zu seiner Villa zu besorgen, um nachts heimlich dem Schnarchen des Angebeteten zu lauschen, und danach ihren Freunden enthusiastisch davon vorzuschwärmen, «in einem Zustand, den man nur orgastisch nennen konnte»¹⁸, wie der Kritiker Leo Lerman notierte.

Schliesslich ehelichte die einsame Eleonora von Mendelssohn 1947 den ebenfalls aus Deutschland emigrierten Porträtmaler und Schauspieler Martin Kosleck, Star etlicher in Hollywood gedrehter Horrormovies und in gleich fünf Anti-Nazi-Filmen der Darsteller von Joseph Goebbels, einen suizidgefährdeten, homosexuellen Alkoholiker, ganz wie ihr depressiver Bruder Francesco, der seit 1940 immer wieder Wochen und Monate in psychiatrischen Kliniken oder Gefängniszellen zubrachte. Vergeblich versuchte Eleonora, ihren Bruder Francesco dauerhaft in der Basler Psychiatrie unterzubringen; auch Christoph Bernoulli, der sich deswegen an den Basler Psychiater John Staehelin wandte, konnte nicht helfen. Im Jahr 1950 hatte Eleonora von Mendelssohn auf einer Tournee als «Irre von Chaillot» ihren wohl grössten Erfolg als Schauspielerin in den USA, im gleichen Jahr kam ihr einziger Hollywood-Film in die Kinos, der Mafia-Thriller «Black Hand» mit Gene Kelly. Doch als Martin Kosleck im Januar 1951 aus unglücklicher Liebe zu einem jungen Kollegen aus dem Fenster von Eleonora von Mendelssohns New Yorker Wohnung sprang und diesen Suizidversuch mit einer schweren Wirbelsäulenverletzung überlebte und nur wenige Tage darauf ihr Bruder Francesco nach einer Schlägerei verhaftet wurde und auf der Polizeiwache einen Schlaganfall erlitt, wurde ihr alles zu viel. Am Morgen des 24. Januars fand sie die Polizei in ihrer kleinen Wohnung in der 73rd Street mit einem äthergetränkten Lappen auf dem Mund, darüber eine Badematte und ein Handtuch. Neben der Toten lagen ein Röhrchen Schlaftabletten und ein halbleeres Ätherfläschchen, auf dem Nachttisch mehrere Spritzen.

Francesco von Mendelssohn wurde nach dem Tod seiner Schwester weiterhin in psychiatrischen Kliniken behandelt, schliesslich veranlassten seine Trustees eine Lobotomie, um den immer wieder von Prozessen und Gefängnis Bedrohten vor dem Zugriff der Justiz zu schützen. Bridge spielend verbrachte er als «reduziertes Wrack»¹⁹ die letzten Jahre bis zu seinem Tod 1972 in der Obhut einer dafür bezahlten österreichischen Emigrantin, mit der er auch einige Male die Sommerferien in der Schweiz verbrachte. «A real greek tragedy!»²⁰, nannte der Galerist Klaus G. Perls in einem Brief an die Bernoullis das Leben des in den 20er Jahren so bekannten Geschwisterpaares, das heute weitgehend in Vergessenheit geraten ist. «Aber welch ein Kapitel in unserem Leben!!»²¹, so Alice Bernoulli.

Anmerkungen

- 1 Undatierter Brief Eleonora von Mendelssohns an Christoph und Alice Bernoulli. Staatsbibliothek zu Berlin, Mendelssohn-Archiv, Depos. MG, Nachl. 5, MG 367/96, Mappe 1. Für die freundliche Genehmigung, aus Briefen Eleonora von Mendelssohns zu zitieren, danke ich Manfred Paletta, Frankfurt am Main.
- 2 Zur Biographie Eleonora von Mendelssohns siehe: Blubacher, Thomas: Gibt es etwas Schöneres als Sehnsucht? Die Geschwister Eleonora und Francesco von Mendelssohn. Berlin 2008.
- 3 Tagebuch Edwin Fischer, 24.1.1919. Nachlass Fischer, Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern, N. 59, Schachtel 51. Für die Abdruckgenehmigung danke ich der Edwin-Fischer-Stiftung Luzern.
- 4 Bergner, Elisabeth: Bewundert viel und viel gescholten... München 1978, S. 228f.
- 5 Tagebuch Edwin Fischer, «Richtlinien» [1912].
- 6 Tagebuch Edwin Fischer, 16.6.1912.
- 7 Tagebuch Edwin Fischer, undatiert [Frühjahr 1919].
- 8 Tagebuch Edwin Fischer, undatiert [Sommer 1919].
- 9 Brief von Edwin Fischer an Giulietta von Mendelssohn, 31.8.1924. Eleanora Mendelssohn Papers, Manuscripts and Archives Division, The New York Public Library; Astor, Lenox and Tilden Foundations. Box 5.
- 10 Lawford, Valentine: Horst. His Work and his World. New York 1984, S. 125.
- 11 Zit. nach einem Gespräch des Autors mit Helga Bohnke, der Witwe von Marie von Mendelssohns Enkel Robert-Alexander Bohnke, am 11.7.2007 in Tübingen.
- 12 Zit. nach einem Typoskript von Emmerich von Jeszenszky im Besitz von Grace Jeszenszky, Kammer am Attersee, der ich für die Abdruckgenehmigung danke.
- 13 Brief von Christoph Bernoulli vom 19.6.1928 an seine Tante Emma Bernoulli. Privatarchiv Bernoulli, Basel. Für die Abdruckgenehmigung danke ich Dr. Carl Christoph Bernoulli, Basel.
- 14 Christoph Bernoulli an Francesco von Mendelssohn, 4.11.1968. Mendelssohn-Archiv, Depos. MG, Nachl. 5, MG 367/96, Mappe 7.
- 15 Eleonora von Mendelssohn an Christoph Bernoulli, undatiert. Mendelssohn-Archiv, Depos. MG, Nachl. 5, MG 367/96, Mappe 1, Dokument 57f.
- 16 Vgl. dazu auch: Blubacher, Thomas: Eleonora und Francesco von Mendelssohn. – In: Müller, Melissa / Tatzkow, Monika: Verlorene Bilder, verlorene Leben. Jüdische Sammler und was aus ihren Kunstwerken wurde. Elisabeth Sandmann Verlag München 2009, S. 72–85.
- 17 Gedicht Eleonora von Mendelssohns für Alice und Christoph Bernoulli. Mendelssohn-Archiv, Depos. MG, Nachl. 5, MG 367/96, Mappe 1, Dokument 11.
- 18 Pascal, Stephen (Ed.): The Grand Surprise. The Journals of Leo Lerman. New York 2007, S. 5, übersetzt vom Verfasser. Für die Abdruckgenehmigung danke ich Gray Foy und Stephen Pascal.
- 19 Brief vom 4.7.1946 von Francesco von Mendelssohn aus San Antonio an Alice Bernoulli. Mendelssohn-Archiv, Depos. MG, Nachl. 5, MG 367/96, Mappe 2. Für die Abdruckgenehmigung danke ich Prof. Andreas F. Lowenfeld, New York.
- 20 Klaus G. Perls aus New York am 13.2.1951 an Christoph Bernoulli. Nachlass Christoph Bernoulli in der Universitätsbibliothek Basel.
- 21 Alice Bernoulli an Salka Viertel, 10.1.1972. Deutsches Literaturarchiv Marbach, Nachlass Berthold und Salka Viertel.



Hannes Meyer (18.11.1889 Basel – 19.7.1954 Crocifisso di Savosa/Lugano)

Gellertstrasse 22 / Grenzacherstrasse 32

«keine schulkrüppel!»¹, formuliert Hannes Meyer 1926 sein Ziel, als es um den Neubau der Petersschule in Basel geht, projektiert als elfklassige Mädchen-Volksschule für 528 Schülerinnen. Schon über den Ort des geplanten Baus am Nadelberg, zwischen Stiftsgasse und Peterskirchplatz gelegen, echauffiert sich der ambitionierte, zugleich sozial hochengagierte Architekt, der im Büro von Hans Wittwer tätig ist: «sinnwidriger traditioneller schulhaus-bauplatz im altstadtgebiet von basel, im schatten hoher randbebauung, schlecht belüftet und im hinblick auf das umfangreiche bauprogramm mit 1240.0 qm gesamtfläche erheblich zu klein.» Meyer entwirft einen Eisenfachwerkbau auf acht Stützen mit einer Freitreppe und verglasten Treppen. Ihm schweben Unterrichtsräume vor, die ausschliesslich durch Oberlicht beleuchtet werden und sich in «grösstmöglicher entfernung [...] von der erdoberfläche» befinden, in «durchlüfteter und belichteter höhenlage» also. Im Erdgeschoss sollen nur eine Turnhalle und ein Schulbad Platz finden; anstelle des traditionellen Schulhofes plant Meyer «2 hängende freiflächen», deren stützenlose Eisenkonstruktionen an je vier Stahlseilen hängen und die wie «alle oberflächen des gebäudekörpers der jugend als tummelplatz zugewiesen» werden sollen.

Hans Emil Meyer wird 1889 in Basel geboren als Sohn des Architekten und Baumeisters Emil Meyer-Ryser und damit als Nachkomme der Familie Meyer-Merian, in der der Beruf des Baumeisters bereits seit dem 17. Jahrhundert ausgeübt wird. Ein Grossonkel war der mit dem Maler Arnold Böcklin befreundete Architekt Amadeus Merian, der u.a. das «Café Spitz» an der Rheinbrücke erbaute. Hannes Meyer arbeitet von 1905 an im Architekturbüro der Gebrüder Stamm als Maurerlehrling, Bauzeichner und Bauführer, daneben besucht er vier Semester lang an der Allgemeinen Gewerbeschule Basel «Kurse für Baubeflissene». Ab 1909 hält er sich in Berlin auf, ist erst im Architekturbüro des Schweizer Albert Fröhlich tätig, wechselt dann zu Emil Schaudt, der das KadeWe, das Kaufhaus des Westens, entworfen hat. Nebenher belegt Meyer Abendkurse an der Kunstgewerbeschule Berlin. Nach weiteren Studien 1912–1913 in England, einer ersten, insgesamt jedoch unbefriedigenden Praxis als freier Architekt und dem Wehrdienst in der Schweiz wird Meyer 1916 Büroleiter im Münchner Atelier von Georg Metzendorf, danach arbeitet er bis 1918 als Ressortchef für die Wohnungsfürsorge bei der Bauverwaltung der Firma Friedrich Krupp AG in Essen. 1919 lässt er sich als selbständiger Architekt in Basel

nieder. Mit seiner Frau bezieht er eine Wohnung in der Gellertstrasse 22; in der Grenzacherstrasse 32 eröffnet er sein Büro. Hannes Meyer schliesst sich der Bodenreform- und Genossenschaftsbewegung an und baut 1919–1921 im Auftrag des «Verbandes Schweizerischer Konsumvereine» die Siedlung Freidorf bei Muttenz, die erste integrale Genossenschaftssiedlung, bestehend aus einem Genossenschaftshaus und 150 Einfamilienhäusern – äusserlich eine Symphonie «in launischem Rot»², so Meyer. Er legt dafür «12 Funktionen der Wohnbauproduktion» fest: «1. Geschlechtsleben, 2. Schlafgewohnheit, 3. Kleintierhaltung, 4. Gartenkultur, 5. Körperpflege, 6. Wetterschutz, 7. Wohnhygiene, 8. Autowartung, 9. Kochbetrieb, 10. Erwärmung, 11. Besonnung, 12. Bedienung»³. Hannes Meyer gründet 1924 mit dem Genfer Schauspieler Jean Bard eine Propaganda-Kleinbühne für die Genossenschaftsbewegung, das «Theater Co-op», das seine Pantomimen u.a. in Basel aufführt, unternimmt Studienreisen durch ganz Europa und wird schliesslich im Architekturbüro von Hans Wittwer am Spalenberg 59 tätig. Gemeinsam erarbeitet man 1926 ein Projekt für den Völkerbundpalast in Genf (einen eiförmigen Versammlungssaal für 5000 Zuschauer und ein Hochhaus mit 27 Stockwerken) sowie den Entwurf für die Basler Petersschule, die jedoch beide nicht ausgeführt werden.

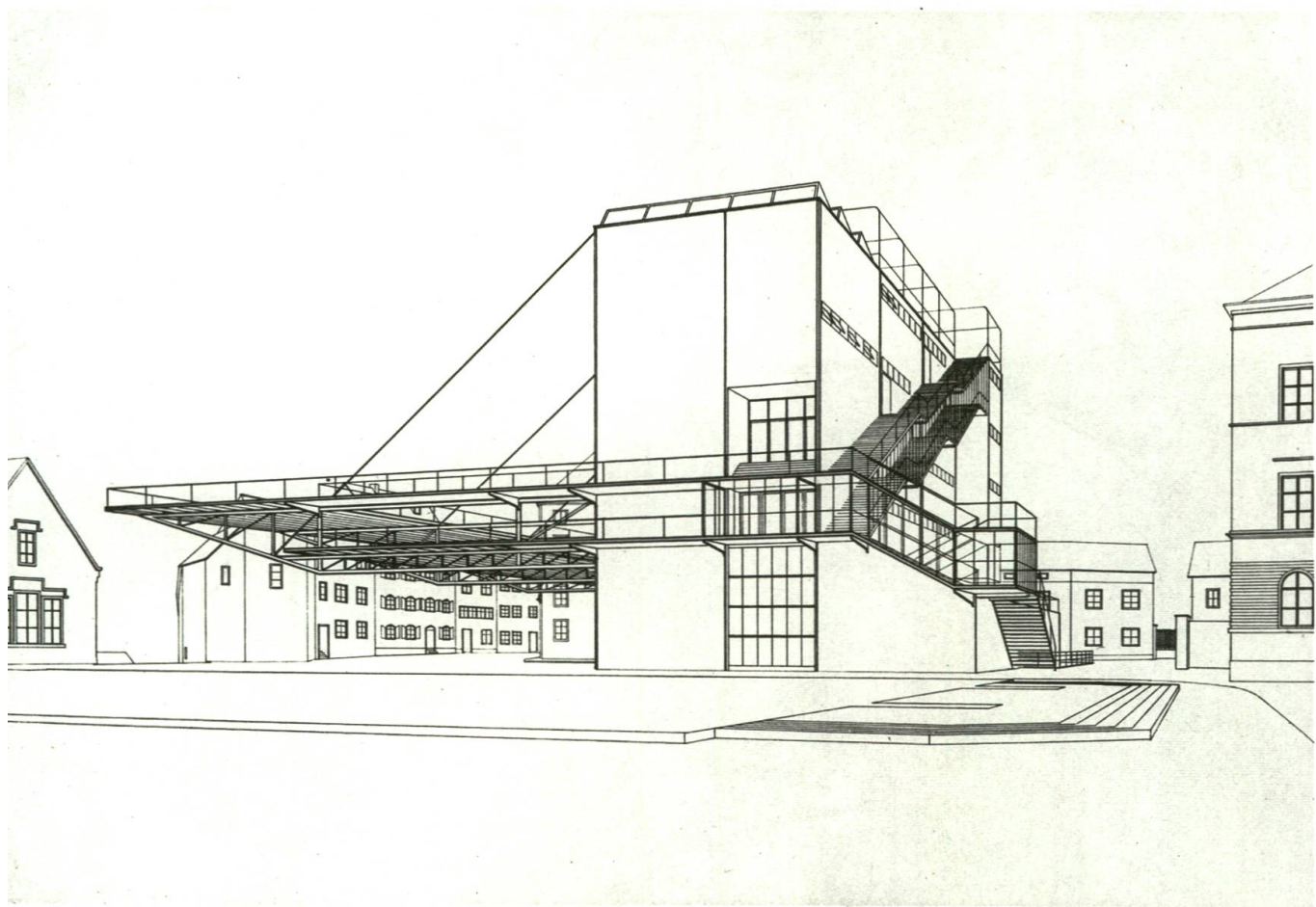


Abb. 27: Wettbewerbsentwurf für die Petersschule in Basel von Hannes Meyer und Hans Wittwer, 1927.

1927 beruft man Hannes Meyer zum Sommersemester an das berühmte Bauhaus nach Dessau, an dem auch der Deutsche Paul Klee (dessen Mutter eine Baslerin ist), der Amerikaner Lyonel Feininger und der Russe Wassily Kandinsky lehren. Zwar hatte Meyer bei seinen ersten Besuchen in Dessau nicht mit Kritik an den dort ausgestellten Arbeiten gespart: «vieles erinnerte mich spontan an ‹dornach – rudolf steiner›, also sektenhaft und ästhetisch»⁴, hatte er im Januar dem Bauhaus-Direktor Walter Gropius geschrieben. Dennoch tritt er nun die dortige Stelle an und übersiedelt mit seiner Ehefrau Natalie und den beiden Töchtern Claudia und Livia aus Basel nach Dessau. «Was fand ich bei meiner Berufung vor? Ein Bauhaus, dessen Leistungsfähigkeit von seinem Ruf um das Mehrfache übertroffen wurde und mit dem eine beispiellose Reklame getrieben wurde»⁵, wird sich Meyer einige Jahre später erinnern. «Eine ‹Kathedrale des Sozialismus›, in welcher ein mittelalterlicher Kult getrieben wurde mit den Revolutionären der Vorkriegskunst unter Assistenz einer Jugend, die nach links schielte und gleichzeitig selber hoffte, im gleichen Tempel demaleinst heilig gesprochen zu werden. Inzüchtige Theorien versperrten jeden Zugang zu lebensrichtiger Gestaltung: Der Würfel war Trumpf, und seine Seiten waren gelb, rot, blau, weiss, grau, schwarz. Diesen Bauhauswürfel gab man dem Kind zum Spiel und dem Bauhaus-Snob zur Spielerei.»⁶

Anfang 1928 schlägt Walter Gropius Hannes Meyer als seinen Nachfolger vor; dieser akzeptiert, wird vom Meisterrat und der Stadt in seinem Amt bestätigt und tritt am 1. April 1928 die Direktion des Bauhauses an. Sofort nimmt er eine Reform der inneren Struktur in Angriff. Unter Meyers Ägide wird das Studium von sieben auf neun Semester verlängert, das naturwissenschaftlich-technische Element steht nun schon von Beginn der Ausbildung an im Vordergrund – Analyse statt Intuition.⁷ Metall-Werkstatt, Tischlerei und Wandmalerei werden zu einer ‹Ausbau-Werkstatt› zusammengefasst, eine Architekturabteilung und Werkstätten auf kooperativer Basis werden eingerichtet, als Produktions- und Forschungszellen für den Volksbedarf. Nach Meyers Ansicht ist nämlich das Bauhaus von seiner ursprünglichen Idee, ‹für das Volk› zu arbeiten, längst abgekommen. Und tatsächlich sind Bauhaus-Produkte keineswegs für jedermann erschwinglich und finden eher in elitären Kreisen Käufer. ‹Volksbedarf statt Luxusbedarf›, heisst Hannes Meyers Parole. ‹Überall erdrosselte die Kunst das Leben: So entstand meine tragikomische Situation. Als Bauhausleiter bekämpfte ich den Bauhausstil. Ich kämpfte aufbauend durch meine Lehre: Alles Leben sei Streben nach Sauerstoff + Kohlenstoff + Zucker + Stärke + Eiweiss. Alle Gestaltung sei daher im Diesseits zu verankern. Bauen sei ein biologischer Vorgang und kein ästhetischer Prozess. Bauen sei keine Affektleistung des Einzelnen, sondern eine kollektive Handlung. Bauen sei eine weltanschauliche Demonstration, und die starke Gesinnung sei untrennbar vom starken Werk.»⁸

Meyer hat Erfolg: Innerhalb zweier Jahre verdoppelt sich die Jahresproduktion der Bauhauswerkstätten nahezu – Meyer geht von systematischer Bedarfsermittlung aus und stellt damit den Entwurfsprozess auf eine neue Grundlage –, man zahlt beträchtliche Lohngehälter an Studierende aus («und so konnte auch der Prolet ans Bauhaus kommen»⁹), die Studierendenzahl steigt an, und auch die Mitgliederzahl des internationalen ‹Kreises der Freunde des Bauhauses› klettert von 318 auf über

500. Meyer konzipiert und realisiert auch eine vielbeachtete Wanderausstellung zum zehnjährigen Bestehen des Bauhauses, die vom 21. April bis zum 20. Mai 1929 im Gewerbemuseum Basel, danach in Zürich, Dessau, Essen, Breslau und Mannheim zu sehen ist. Gezeigt werden u.a. neu entwickelte Möbel wie ein rollender Kleiderschrank für Junggesellen («von zwei Seiten benutzbar») und Klapphocker, die man für das Busch-Quartett entwickelt hat («auch für Camping geeignet»)¹⁰. Die einfarbige, nur durch Struktur gemusterte und daher ohne Verschnitt zu verklebende Bauhaustapete, die 1930 auf den Markt kommt, wird das erfolgreichste Standardprodukt des Bauhauses. Im selben Jahr vollendet Meyer auch sein architektonisches Hauptwerk: den 1928 begonnenen Bau der Bundesschule des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes in Bernau bei Berlin, an deren Planung und Ausführung nicht nur Bauhaus-Studenten mitgearbeitet hatten, sondern auch Meyers Basler Partner Hans Wittwer, den er als Lehrer nach Dessau berufen hatte.

1929 schliesst Meyer die Bühnen-Werkstatt, nachdem es zuvor zu Konflikten mit deren Leiter Oskar Schlemmer gekommen war: Meyer hatte sich vom gefeierten Schöpfer des «Triadischen Balletts» ein weniger künstlerisches als politisches Theater gewünscht, Schlemmer hatte daraufhin eine Professur in Breslau angenommen. Überhaupt wird die freie Kunst für Hannes Meyer im Laufe des Jahres 1929 fragwürdig, er plant sogar, die entsprechenden Vorkurse abzuschaffen – kaum verwunderlich also, dass sich innerhalb des Bauhauses eine immer stärker werdende Opposition formiert. Zudem kommt es während der Direktion Hannes Meyers, der sich offen dazu bekennt «wissenschaftlicher Marxist»¹¹ zu sein, zur Radikalisierung der Studenten. Meyer erklärt zwar, er wolle keine Politisierung und löst im März 1930 die schon 1927 gebildete kommunistische Zelle der Bauhausstudierenden auf, dennoch wird er am 1. August 1930 fristlos entlassen. «Grund: meine angebliche Politisierung des Instituts. Ein Marxist könne niemals Leiter des Bauhauses sein. Anlass: Mein freiwilliger privater Beitrag an das Hilfswerk der IAH¹². Zugunsten notleidender Familien streikender Bergarbeiter im Mansfelder Revier. [...] So wurde ich von hinten abgekillt. Ausgerechnet während der Bauhausferien fern von mir nahestehenden Bauhäuslern. Die Bauhaus-Kamarilla jubelt.¹³ [...] Vom Eiffelturm stösst der Bauhauskondor Gropius herab und pickt in meine direktoriale Leiche, und an der Adria streckt sich W. Kandinsky beruhigt in den Sand: Es ist vollbracht.» Das Bauhaus, so schreibt der erzürnte Meyer dem Dessauer Bürgermeister weiter, ist «für die hinter Ihnen verborgene Kamarilla [...] ein Objekt politischen Machtkollers, professoraler Eitelkeiten und ein ästhetisches Animierlokal. Für uns Bauhäusler ist es ein Ort neuer Lebensgestaltung.»¹⁴

Die Nachfolge Hannes Meyers als Direktor tritt auf Gropius' Empfehlung der Architekt Ludwig Mies van der Rohe an. Unter dem Druck der Nationalsozialisten, die in Sachsen-Anhalt schon 1932 an die Macht kommen und denen das Bauhaus als «rote Kaderschmiede» gilt, weicht das Bauhaus nach Berlin aus, 1933 wird es durch die Nationalsozialisten geschlossen, dann, nachdem Mies van der Rohe wochenlang um den Erhalt gekämpft hat, schliesslich von diesem selbst aufgelöst.¹⁵

Hannes Meyer geht 1930 in die Sowjetunion – für ihn zugleich ein symbolischer Weg, der ihn an die Seite der fortschrittlichen Arbeiterbewegung führt. Er

wird Professor an der Hochschule für Architektur W.A.S.I. in Moskau, unterrichtet zunächst im Sektor für Wohn- und soziale Bauten, für landwirtschaftliche Bauten und schliesslich für Industriebau. 1931 besucht ihn nicht nur eine Gruppe ehemaliger Studenten aus dem Bauhaus (die fortan die sogenannte Brigade Meyer bilden), auch seine ehemalige Sekretärin und Geliebte Margret Mengel, die aus Protest gegen Meyers Entlassung am Bauhaus gekündigt hatte, übersiedelt mit dem gemeinsamen zweijährigen Sohn Johannes nach Moskau. Im selben Jahr wird Peter geboren, der Sohn von Hannes Meyer und der Bauhaus-Architektin Lotte Beese, die bereits seit Ende 1930 in Moskau lebt. Doch Meyer, der aus erster Ehe mit Natalie Herkert zwei Töchter hat, heiratet keine der beiden Mütter, sondern – ebenfalls im Jahr 1931 – die deutsche Textilkünstlerin Helene (Lena) Bergner, die 1930 ihr Studium als Weberin am Bauhaus abgeschlossen hatte; zwei weitere Kinder Meyers werden aus dieser Verbindung hervorgehen.

1934 wird Hannes Meyer, der sich inzwischen zur Ästhetik der sozialistischen Architektur bekennt und offen erklärt, er verabscheue die zeitgenössische Architektur des Westens, Professor und Leiter des Kabinetts für Wohnungswesen an der Architektur-Akademie der URSS in Moskau. Doch trotz seiner öffentlichen Bekenntnisse fällt der linientreue Stalinist Meyer bei den Behörden zunehmend in Ungnade, 1936 kehrt er gemeinsam mit seiner Frau Lena in seine Schweizer Heimat zurück, wo er der Kommunistischen Partei beitrifft.¹⁶ Seine ehemalige Geliebte Margret Mengel bekommt als deutsche Staatsangehörige kein Visum für die Schweiz und bleibt deshalb mit dem gemeinsamen Sohn in Moskau zurück; bald darauf wird sie verhaftet, zum Tode verurteilt und erschossen. Johannes Mengel überlebt in einem staatlichen Erziehungsheim, erst in der Ära Chruschtschow erfährt er vom Tod seiner Mutter, die im Zuge der Entstalinisierung postum rehabilitiert wird.

Im Sommer 1936 versucht Hannes Meyer, in Spanien Fuss zu fassen, vergeblich, denn der Franco-Putsch verhindert jede mögliche Tätigkeit dort. Als die ersten Bomben fallen, fliehen Meyer und seine hochschwangere Frau nach Genf, wo nur zwei Tage später am 4. August 1936 die Tochter Liselotte zur Welt kommt. Meyer erbaut 1937–1939 ein Kinderferienheim im solothurnischen Mümliswil, reist in die USA und nach Mexiko, folgt 1939 einem Ruf der mexikanischen Regierung und wird Direktor des neugegründeten Instituts für Städtebau und Planung in Mexiko-Stadt. Lena Bergner-Meyer wird an das Staatliche Textilinstitut berufen. In Mexiko-Stadt gründet Meyer auch den Verlag «La Estampa Mexicana» der Künstlervereinigung «Taller de Gráfica Popular», den er von 1947 bis 1949 ehrenamtlich leitet. Im Herbst 1949 kehrt Hannes Meyer nach einem Zerwürfnis mit den mexikanischen Behörden völlig verarmt in die Schweiz zurück. Vergeblich bemüht er sich, in die 1949 gegründete DDR berufen zu werden – das Bauhaus wird dort als «Formalismus» diskreditiert und als «Ausdruck und Instrument des Imperialismus und Kosmopolitismus»¹⁷ geächtet. 1951 organisiert er in Zürich die Ausstellung «Mexikanische Druckgraphik. Die Werkstatt für graphische Volkskunst in Mexiko», ansonsten widmet er sich vornehmlich theoretischen Studien zur Vorbereitung architektonischer Schriften.

Am 19. Juli 1954 stirbt Meyer in der Nähe von Lugano, wo er zwei Tage später bestattet wird. Nach dem Tod seiner Witwe, die zuletzt an der Neuweilerstrasse 93

in Basel gelebt hat, entbrennt ein Nachlassstreit, in den noch nicht einmal alle Nachkommen Meyers aus den diversen Beziehungen verwickelt sind, sondern nur die vier ehelichen Kinder sowie ein Sohn Lena Bergners aus einer anderen Verbindung. Da sich Hannes Meyers Tochter Livia mit Paul Klees Sohn Felix liiert hat – der zuvor (neben seiner Ehe) 40 Jahre lang eine Beziehung mit Giorgia, der Tochter von Meyers Vorgänger Ludwig Mies van der Rohe, geführt hatte, aus der der gemeinsame Sohn Mark hervorgegangen war –, sind die Nachkommen der Bauhäusler bis heute auf vielfältige Weise miteinander verbunden ...

Anmerkungen

- 1 Meyer, Hannes: Die Petersschule Basel. – In: *Bauhaus* 2/1927, S. 5. – Dieses und die folgenden Zitate werden in Meyers originaler Kleinschreibung wiedergegeben.
- 2 Meyer, Hannes: Der Baugedanke. – In: Siedlungsgenossenschaft Freidorf Basel, Basel 1921. Zit. nach: Meyer-Bergner, Lena (Hrsg.): Hannes Meyer. Bauen und Gesellschaft. Dresden 1980, S. 22.
- 3 Zit. nach: Gubler, Jacques: Das Freidorf und die Nostalgie der Zukunft. – In: Hannes Meyer. Beiträge zum 100. Geburtstag 1989. Weimar 1989, S. 21. [= Schriften der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar].
- 4 Brief von Hannes Meyer an Walter Gropius vom 3.1.1927. – In: Meyer-Bergner, a.a.O., S. 42.
- 5 Brief von Hannes Meyer an den Dessauer Oberbürgermeister Fritz Hesse. – Zit. nach: *Das Tagebuch*, 16.8.1930.
- 6 Brief von Meyer an Hesse. – Zit. nach: *Das Tagebuch*, 16.8.1930.
- 7 Seemann, Annette: Aus Weimar in alle Welt. Die Bauhausmeister und ihre Wirkung. Leipzig 2009, S. 133.
- 8 Brief von Meyer an Hesse. – Zit. nach: *Das Tagebuch*, 16.8.1930.
- 9 Brief von Meyer an Hesse. – Zit. nach: *Das Tagebuch*, 16.8.1930.
- 10 Droste, Magdalena: Bauhaus 1919–1933. Hrsg. vom Bauhaus-Archiv, Museum für Gestaltung. Köln 2002, S. 175.
- 11 Winkler, Klaus-Jürgen: Der Architekt Hannes Meyer. Anschauungen und Werk. Berlin 1989, S. 127.
- 12 Hilfswerk der Internationalen Arbeiterhilfe.
- 13 An der Spitze der Opposition innerhalb des Bauhauses gegen Meyer standen die Maler Wassily Kandinsky und Josef Albers.
- 14 Brief von Meyer an Hesse. – Zit. nach: *Das Tagebuch*, 16.8.1930.
- 15 Laut den Erinnerungen seiner Tochter Giorgia hat Mies van der Rohe wochenlang antichambriert, um dann das Bauhaus erst nach der Wiedereröffnung durch die nationalsozialistischen Behörden selbst zu schliessen: «Jetzt habe ich mein Ziel erreicht und kann nun selber das Bauhaus schliessen.» [Zit. nach: van der Rohe, Giorgia: *La donna è mobile. Mein bedingungsloses Leben*. Berlin 2001, S. 56.] De facto hat Mies van der Rohe der Gestapo die Auflösung des Bauhauses in einem Schreiben vom 20.7.1933 mitgeteilt, das Antwortschreiben vom 21.7.1933 knüpfte die Wiedereröffnung an für Mies van der Rohe und andere Lehrkräfte unannehmbare Bedingungen (u.a. die Entlassung Kandinskys); es blieb folglich bei der Schliessung.
- 16 Es ist strittig, ob Meyer blind für die stalinistischen Übergriffe war und ihn nur die Kritik an seiner Arbeit aus der Sowjetunion vertrieb oder ob er tatsächlich fürchtete, selbst den berüchtigten stalinistischen «Säuberungsaktionen» innerhalb der grossen Ausländergemeinde in Moskau zum Opfer zu fallen.
- 17 Flierl, Bruno: *Architektur und Kunst*. Dresden 1984, S. 321.



Kurt Schwitters

(20.6.1887 Hannover – 8.1.1948 Ambleside)

Steinenvorstadt 9 / Fringelistrasse 16

Im September 1935 befindet sich der Künstler Kurt Schwitters, der ohne Ausstellungs- und Verdienstmöglichkeiten¹ in einer Art innerer Emigration im nationalsozialistischen Deutschland lebt, tief deprimiert in einer schweren Lebenskrise; er ist, wie er es später selbst formulieren wird, «ganz herunter». Dass ihm seine Freunde Hans Arp und Sophie Taeuber bei einem Besuch in Hannover nicht nur eines seiner Merzbilder abkaufen, sondern ihm einen Vortragsabend in privatem Kreis in Basel in Aussicht stellen (der eigentlich mit Arp geplant ist), reisst Schwitters augenblicklich «aus stumpfer Resignation»². Obgleich er noch gar keine offizielle schriftliche Einladung erhalten hat, bestätigt er voller Vorfreude den vorgeschlagenen Termin in einem Brief an das Basler Sammler-Ehepaar Oskar und Annie Müller-Widmann, bei dem der Vortrag stattfinden soll, teilt das detaillierte Programm mit und dass er an dem Abend gerne auch einige seiner Merzzeichnungen und Plastiken zeigen – und möglichst verkaufen – würde.³

Der Maler, Werbegraphiker, Bildhauer und Dichter Kurt Schwitters, der 1909 bis 1914 an der Dresdner Akademie studiert, beginnt als Expressionist, 1918 entstehen erste abstrakte Gemälde, bald darauf Collagen und Assemblagen. Als zufälliges Fragment der Zeile «Commerz- und Privatbank» ist auf einer dieser Arbeiten das Wort «MERZ» zu lesen, und so erfindet Schwitters die Gattungsbezeichnung «Merzbilder». Schwitters kommt über Hans Arp, Raoul Hausmann und Hannah Höch in Kontakt mit der Dada-Bewegung in Berlin und Zürich, sieht aber im Gegensatz zu den Dadaisten, die Kunst ablehnen, seine Arbeit als Kunst an und versteht sie auch als Gegenprojekt zum mitunter eher destruktiven Dadaismus. Er gründet an seinem Wohnort Hannover eine eigene Einrichtung, die er ebenso Merz nennt wie eine Zeitschrift, die zum Sammelbecken avantgardistischer Tendenzen wird. Auch eine 1923 begonnene konstruktivistische Raumplastik, einen grottenartigen, labyrinthischen Höhlenbau, nennt er Merzbau – und entwickelt überhaupt unter dem Kennwort MERZ ein dadaistisches «Gesamtweltbild». Doch von 1933 an ist Schwitters im nationalsozialistischen Deutschland wegen seiner Kunst verfemt, auch schon bevor er 1937 in der Münchner Ausstellung «Entartete Kunst» öffentlich diffamiert wird, beobachtet und überwacht von der Gestapo.

Am 29. November 1935, zwei Tage vor dem Vortragsabend, trifft Schwitters in Basel ein und sucht seinen Freund Jan Tschichold⁴ auf, in dessen Wohnung in der Steinenvorstadt 9 er sich für die Dauer seines Aufenthaltes einquartiert. Der renommierte

Abb. 28: Kurt Schwitters, London, um 1944.

Typograph und Buchgestalter, der 1933 aus politischen Gründen nach Basel emigriert ist und nun als Typographischer Gestalter für den Benno Schwabe Verlag arbeitet, hatte sich gemeinsam mit Hans Arp bei den Müller-Widmanns für Schwitters eingesetzt.

Am Sonntag, dem 1. Dezember 1935, findet abends um halb neun der «Vortragsabend Kurt Schwitters» an der Fringelistrasse 16 auf dem Bruderholz statt. Das Flachdachhaus hatten Oskar Müller, Zahnarzt mit eigener Praxis und Professor für Zahnmedizin an der Universität Basel, und seine Ehefrau Annie, eine Enkelin des Dichters Josef Victor Widmann, im Jahr zuvor im Stil des Neuen Bauens errichten lassen. Das Sammler- und Mäzenatenpaar⁵ spielt in jenen Jahren eine zentrale Rolle im kulturellen Leben der als liberal und im Vergleich zu anderen Schweizer Gemeinden emigrantenfreundlich geltenden Stadt – erst zwei Wochen zuvor hatten sie den Schriftsteller Robert Musil bei sich empfangen, der für zwei Lesungen nach Basel gekommen war. Überhaupt gilt das Haus der Müller-Widmanns auf dem Bruderholz als wichtigster Treffpunkt für Künstler in Basel neben dem Haus auf dem Schönenberg bei Pratteln, das der Dirigent Paul Sacher und seine Ehefrau Maja, die Witwe Emanuel Hoffmanns, 1935 beziehen.⁶

Zu Beginn des Merzabends rezitiert der bestens gelaunte, seit langem auch als Vortragskünstler weitgerühmte Schwitters vor den zahlreichen Zuhörern, die gegen bescheidene 2 Franken 50 Einlass gefunden haben, sein wohl berühmtestes Merzgedicht «An Anna Blume». «Nach Schluss kann auf Verlangen die Sonate in Urlauten ganz oder teilweise gesprochen werden»⁷, vermerkt der Programmzettel – und natürlich will sich das Publikum, zu dem Maja und Paul Sacher, Sophie Taeuber, Marguerite Hagenbach und Jan Tschichold gehören, auch Schwitters' andere Paradenummer nicht entgehen lassen. «Es waren ziemlich viel Gäste anwesend, darunter Hans Arp, aber auch die «Prominenz» von Basel, die allerdings ziemlich versagte. Als ich nach der, von Schwitters gesprochenen, Urlautsonate [...] eine jüngere «Prominenz» fragte «wie fanden Sie es, war das nicht grossartig?» erhielt ich die Antwort: reiner Blödsinn! Immerhin der Grossteil der Zuhörer ging intensiv mit und so waren die berühmten Perlen nicht ganz vor die, sagen wir: Stumpfsinnigen geworfen.»⁸

Doch für Schwitters, der in Deutschland seit Jahren keine Möglichkeit mehr hat, seine Werke einem aufgeschlossenen Publikum zu präsentieren, ist es trotz einiger weniger ignoranter Zuhörer «ein grosses Glück», dass es «in Basel ein solches Haus» wie das der Müller-Widmanns gibt, «mit solchen Menschen, die für die wahre Entwicklung in der Kunst noch einen Blick und ein Herz haben»⁹. Auch dass er sechs Bilder verkaufen kann, ist für Schwitters alles andere als unerheblich. Zwanzig Tage verbringt Kurt Schwitters insgesamt in der Schweiz: elf Tage in Basel, unterbrochen von drei Tagen Skilaufen im Berner Oberland, einem Tag in Bern, wo er seinen 1933 in die Schweiz emigrierten Malerfreund Otto Nebel besucht, und fünf Tagen in Zürich, die ihn wenig begeistern: «[...] in Zürich ist man dummstolz, blasiert, verschlossen und zanksüchtig»¹⁰. Zum Abschied aus Basel übergibt er Annie Müller-Widmann «ein Gedicht an Basel»¹¹, eine Hommage an die von ihm so ästimierte kunstsinnige Stadt, an der ihm allenfalls das Klima missfallen hat: «Verhältnismässig drückend föhnt der Föhn», heisst es dort. Voller Anspielungen auf Basels Künstler und Kunstwerke sind die Verse: «Dort lint es Böck;/Dort beint es

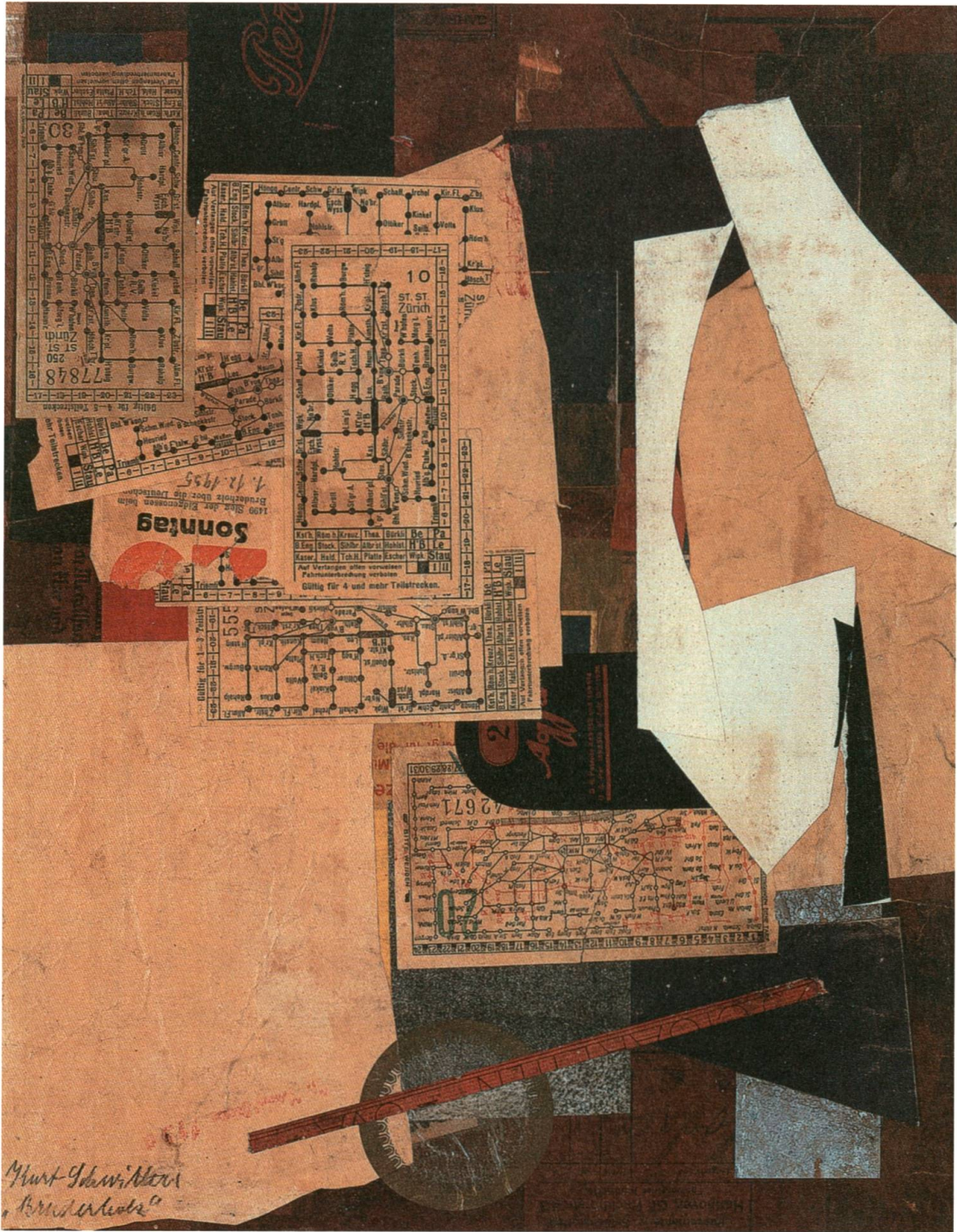


Abb. 29: Kurt Schwitters «Bruderholz», 1935.

Hol, / Es waldet Grün und Witzt.» Vieles ist zumindest für Basler leicht verständlich, mit der «Kirche aus Cement» ist zweifellos die 1927 in Sichtbeton erbaute Antoniuskirche in der Kannenfeldstrasse gemeint, und in den Zeilen «Der Ritter sticht den Wurm / Am Turm» erkennt man das Standbild des Heiligen Georg am Hauptportal des Münsters. Doch nicht alle Anspielungen sind so einfach zu entschlüsseln. Die Verse «Es brennt, / Wenns brennt, / Im Kleid»¹² etwa sind auf die Kunstsammlerin und Mäzenin Maja Sacher gemünzt, eine starke Raucherin, die ihre von Fred Spillmann angefertigten extravaganten Kleider nicht selten zu diesem zurückbringt, damit der Couturier die Brandflecken durch Retouchen modeschöpferisch veredelt.¹³

Nicht nur dieses Gedicht hinterlässt Schwitters bei seiner Abreise am 20. Dezember aus Basel, sondern auch eine mit dem Titel «Bruderholz»¹⁴ versehene Collage, die er halbfertig mit in die Schweiz gebracht und hier am 1. Dezember vollendet hat. Schwitters gibt sie dem Basler Innenarchitekten und Kunsthändler Christoph Bernoulli in Verwahrung, der sie 1947 an Jan Tschichold und Marguerite Hagenbach übergibt. Nach dem Tod von Kurt Schwitters – er kommt nur noch einmal im März 1936 für einige wenige Tage zu den Tschicholds nach Basel¹⁵, flieht im Januar 1937 aus Deutschland nach Norwegen, entkommt der deutschen Invasion dort 1940 auf einem Eisbrecher nach England, wo er zunächst vierzehn Monate lang interniert wird und 1948 mit nur 60 Jahren an einer Herzmuskelentzündung stirbt – zeigt man sie in der «Gedächtnisausstellung Kurt Schwitters» in der Galerie d'Art Moderne in Basel. Für 600 Franken kauft die Emanuel Hoffmann-Stiftung das in Basel entstandene Bild und überlässt es als Depositum dem Kunstmuseum Basel, wo die Collage seither im Kupferstichkabinett aufbewahrt wird.

Anmerkungen

- 1 Auftritte und Verdienstmöglichkeiten waren auf das Ausland beschränkt. So konnte sich Schwitters bei seinen sommerlichen Arbeitsaufenthalten in Norwegen durch den Verkauf von Landschaftsbildern und Porträts an Hoteliers und Touristen den Lebensunterhalt sichern.
- 2 Brief von Kurt Schwitters an Annie Müller-Widmann von Ende November 1936. – In: Schaub, Gerhard: Kurt Schwitters und die «andere» Schweiz. Unveröffentlichte Briefe aus dem Exil. Berlin 1998, S. 25.
- 3 Vgl. dazu: Schaub, Gerhard: «Dort lint es Böck, dort beint es Hol.» Kurt Schwitters in Basel. – In: Romantik und Exil. Festschrift für Konrad Feilchenfeldt. Hrsg. von Claudia Christophersen und Ursula Hudson-Wiedenmann in Zusammenarbeit mit Brigitte Schillbach. Würzburg 2004, S. 416.
- 4 Jan Tschichold (2.4.1902 Leipzig – 11.8.1974 Locarno), eigentlich Johannes Tzschichhold, war einer der populärsten Theoretiker der westeuropäischen Typographie des 20. Jahrhunderts. Er studierte in Leipzig und wurde – beeinflusst durch den Besuch einer Bauhaus-Ausstellung – einer der wichtigsten Vertreter der Neuen Typographie. 1933 emigrierte er mit seiner Frau Edith und dem vierjährigen Sohn Peter in die Schweiz.
- 5 Oskar Müller (1887–1956) und seine Frau Annie Müller-Widmann (1893–1964), seit 1924 in Basel ansässig, waren bedeutende Kunstsammler, die sich seit 1929 auf abstrakte, vor allem konstruktivistische und konkrete Kunst konzentrierten. Den Schwerpunkt ihrer Sammlung, zu der Werke von Mondrian, Moholy-Nagy, Lissitzky u.a. gehörten, bildeten Arbeiten von Hans Arp. Annie Müller-Widmann war die Tochter von Dr. Max Widmann, dem Präsidenten des Schweizerischen Vereins für Feuerbestattung, und Schwester der bekannten Bühnen- und Filmschauspielerin Ellen Widmann (1894–1985). Oskar und Annie Müller-Widmanns Tochter Elisabeth Müller (1926–2006) liess sich bei ihrer Tante zur Schauspielerin ausbilden, spielte ab 1946 an Schweizer und deutschen Bühnen und machte eine beachtliche Filmkarriere, die sie bis nach Hollywood führte.

- 6 Vgl. dazu: Fischer, Hartwin: Gegenliebe. Schwitters und Arp. – In: Fischer, Hartwig (Hrsg.): schwitters_arp. Ausstellungskatalog des Kunstmuseums Basel 2004, S. 52.
- 7 Einladung und Programm zum «Vortragsabend Kurt Schwitters». Kurt-Schwitters-Archiv, Sprengel-Museum Hannover.
- 8 Brief von Annie Müller-Widmann an Werner Schmalenbach vom 3.8.1960. – In: Schaub, Gerhard: Kurt Schwitters und die «andere Schweiz». Berlin 1998, S. 99.
- 9 Brief von Kurt Schwitters an Annie Müller-Widmann vom 1.12.1936. – In: Schaub, Gerhard: Kurt Schwitters und die «andere Schweiz». Berlin 1998, S. 27.
- 10 Brief von Kurt Schwitters an Susanne Freudenthal-Lutter vom 30.12.1935. In: Kurt Schwitters Almanach 9 (1990), S. 116.
- 11 Brief von Annie Müller-Widmann an Werner Schmalenbach vom 3.8.1960. – In: Schaub, Gerhard: Kurt Schwitters und die «andere Schweiz». Berlin 1998, S. 124.
- 12 Schwitters, Kurt: Basel. – In: Schwitters, Kurt: Das literarische Werk. Bd. 1. Hrsg. Von Friedhelm Lach. Köln 1973, S. 123.
- 13 Vgl. dazu: Schaub, Gerhard: «Dort lint es Böck, dort beint es Hol.» Kurt Schwitters in Basel. – In: Romantik und Exil. Festschrift für Konrad Feilchenfeldt. Würzburg 2004, S. 421.
- 14 Die Merzzeichnung, eine Collage aus Papier, Stanniolpapier und Karton auf Papier, misst 39,5 × 31 cm, wurde von Schwitters mit Bleistift signiert, darunter «Bruderholz» betitelt und auf 1.12.1935 datiert.
- 15 Hier entstand die unbetitelt Skulptur aus Öl, Gips und Holz, die heute allgemein als «Schmale Merzsäule» bezeichnet wird, den Übergang von geometrisch-tektonisch aufgebauten Konstruktionen hin zu einer organischeren Formensprache markiert und als freistehendes, autonomes Werk eine Seltenheit in Schwitters' Œuvre darstellt. Die Skulptur, die einige Jahre von Annie Müller-Widmann verwahrt wurde, ist seit 1982 als Leihgabe im Sprengel-Museum Hannover zu sehen und ging nach dem Tod von Kurt Schwitters' Sohn Ernst 1994 in den Besitz der Niedersächsischen Sparkassenstiftung Hannover über.



Thea Sternheim (25.11.1883 Neuss – 5.7.1971 Basel)

Thannerstrasse 35

«Trotz der apokalyptischen Atmosphäre des sturmgepeitschten Novembertags meine ich der kosmischen Trübsal hier leichter zu entkommen als in Paris»¹, notiert Thea Sternheim noch recht zuversichtlich am 15. November 1963 in Basel in ihr Tagebuch. Erst ein halbes Jahr zuvor war sie – einige Jahre nach dem Tod ihrer erst «Moiby», dann «Mopsa» gerufenen Tochter Dorothea Sternheim² – aus gesundheitlichen Gründen nach Basel übersiedelt, um dort in der Nähe von «Nucki» zu sein: ihrer Tochter Agnes aus erster Ehe mit dem Advokaten Arthur Löwenstein, die unter dem Künstlernamen Ines Leuwen eine Karriere als Altistin gemacht hatte, seit einigen Jahren an der Musikhochschule in Freiburg im Breisgau unterrichtet und seit 1960 mit dem Lorca-Übersetzer Enrique Beck³ verheiratet ist. Die letzten drei Jahrzehnte hatte Thea Sternheim in Paris verbracht, wo die leidenschaftliche Photographin und Tagebuchschreiberin, deren einziger Roman «Sackgassen» 1952 erschienen war, in regem Austausch mit Schriftstellern und Künstlern wie André Gide gestanden hatte, aber meist unter finanziellen Umständen leben müssen, die eher bescheiden gewesen waren – zumindest gemessen an dem ihr einst selbstverständlichen Luxus.

Als die rheinländische Millionärstochter⁴ Olga Maria Theresia Gustava Bauer, genannt Thea oder auch «Stoisy», 1907 Carl Sternheim heiratet, sieht sich dieser dank des Vermögens seiner Frau (die rund 2,5 Millionen Mark in die Ehe gebracht haben soll) nicht nur in die Lage versetzt, endlich als freier Schriftsteller existieren zu können, er lebt «mit einer Spur von parvenühaftem Aplomb zur Schau getragem Savoir vivre»⁵, wie die Frau seines Dichterkollegen Frank Wedekind meint, von diesem Geld gut und gerne: Thea Sternheim errichtet von ihrem Erbe eine 16-Zimmer-Villa bei München und ein Anwesen in Belgien, lässt ein Schlösschen bei Dresden renovieren und zuletzt im schweizerischen Uttwil am Bodensee ein zwei-stöckiges Haus erbauen, das genügend Platz für Sternheims Bibliothek, aber auch Theas erlesene Bildersammlung mit Werken von Van Gogh, Matisse und Picasso bietet. Ein Sondervertrag mit der Gemeinde Uttwil untersagt den Nachbarn, Hühner zu halten oder ihren Kühen Glocken umzuhängen, damit der sensible Dichter, dem der Durchbruch 1911 mit dem satirischen Lustspiel «Die Hose» gelungen ist (rasch gefolgt von den nicht minder erfolgreichen Komödien «Die Kasette», «Bürger Schippel» und «Der Snob»), nicht bei der Arbeit gestört werde.⁶

Spätestens Mitte der 20er Jahre ist die anfangs glückliche Ehe völlig zerrüttet. Thea beklagt Sternheims Ego manie, seinen «alles niedertrampelnden Geltungstrieb»⁷. Und als sie beim Stöbern in seinem Schreibtisch ein Leporello mit mehr als hundert

Abb. 30: Thea Sternheim in ihrer Basler Wohnung.

Namen findet, versehen mit Datum, Uhrzeit und gelegentlich einem Zusatz wie «zwölf Mal», erkennt sie, dass es kaum eine Bekannte und schon gar keine Hausangestellte gibt, mit der sie ihr Mann nicht betrogen hat.⁸ Schliesslich verliebt sich Sternheim auch noch in eine Freundin seiner dem Rauschgift verfallenen Tochter Mopsa: in Pamela Wedekind, die Tochter von Frank Wedekind. Pamela löst ihre wohl ohnehin nur einer Laune entsprungene Verlobung mit dem homosexuellen Dichtersohn Klaus Mann, entzieht sich zugleich dem vergeblichen Werben dessen bisexueller Schwester Erika und verlobt sich im Dezember 1927 mit dem 28 Jahre älteren, soeben von Thea geschiedenen Sternheim. «Dorothea (Mopsa) Sternheim wird nun also zu ihrer Freundin Pamela «Mama» sagen»⁹, kommentiert das Berliner «8 Uhr Abendblatt».

Als Thea Sternheim, mal von Zornesausrüchen gepeitscht, mal von der Sehnsucht befallen, einen Schlusstrich zu ziehen und so alles abzuschütteln¹⁰, dem Exgatten die Durchsetzung ihrer aus der Scheidung abgeleiteten Forderungen ankündigt und ihm droht, «einen Monstreprozess über diese Schmutzgrube, die Du aus unserer Ehe veranstaltest, zu machen», bei dem er «entweder in die Irrenanstalt [...] oder an einen anderen noch sichereren Ort»¹¹ käme, erleidet Carl Sternheim einen Nervenfall, wird in den folgenden Wochen immer sonderbarer, beginnt, Wein gleich flaschenweise zu trinken, und muss, kurz nachdem ihn Ende 1928 ein Brief von Theas Anwalt mit einer Forderung über 400 000 Mark¹² erreicht hat, tatsächlich von der Polizei abgeholt und mit Symptomen von Grössenwahn ins Kreuzlinger Sanatorium Bellevue eingeliefert werden, wo schon der Philosoph Nietzsche und der Tänzer Nijinski Patienten waren. Prof. Dr. Ludwig Binswanger diagnostiziert bei Sternheim Syphilis im tertiären Stadium. Pamela gibt Thea die Schuld an Sternheims Zustand, die wiederum antwortet: «Sie Fräulein Wedekind sind vor der Welt und moralisch seine Frau und sein Schutz.»¹³ Dennoch besucht Thea Carl Sternheim in der Psychiatrie und lässt ihn schliesslich in eine Klinik an ihrem Wohnort Berlin verlegen, entschlossen, sich um ihren Exmann zu kümmern. Bald schon beginnt zwischen Thea Sternheim und der unverzüglich nachgereisten Pamela Wedekind ein schonungsloser Kampf um Einfluss auf den Kranken, der diesem aber offenbar guttut; während die Damen sich gegenseitig zerfleischen, gesundet er zusehends, untergebracht in einer von Thea angemieteten Wohnung und ärztlich betreut durch den langjährigen Freund Gottfried Benn, der nicht nur Schriftsteller, sondern auch Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten ist. Je mehr sich der rekonvaleszente Carl Sternheim an Vorgefallenes erinnert, umso klarer wird ihm aber auch, dass Thea während seiner Krankheit das Uttwiler Haus verkauft hat und er, nach all den kostspieligen Behandlungen, nun mittellos dasteht. Verzweifelt fleht er 1930 Pamela Wedekind an, seine dritte Ehefrau zu werden.¹⁴ Diese willigt ein, obgleich ihre Mutter Tilly droht, sich im Falle einer Heirat aus dem Fenster zu stürzen: «[...] ich tat es, um aus ihm wieder eine juristische Person zu machen – die Heirat mit Sternheim war ein Gentlemanagreement und nichts anderes»¹⁵, wird sich Pamela Wedekind Jahrzehnte später erinnern. «Man kann nichts anderes tun, als die beiden ihrem Schicksal zu überlassen»¹⁶, rät Gottfried Benn, der mit Thea Sternheim noch jahrzehntelang in engem Kontakt bleiben, aber auch eine sieben Jahre dauernde erotische Verbindung mit Tilly Wedekind eingehen wird.

Die politisch helllichtige Thea Sternheim emigriert angesichts des erstarkenden Nationalsozialismus schon 1932 aus Deutschland nach Paris, wo sie bis zu ihrem Umzug nach Basel im Frühjahr 1963 lebt. Doch auch wenn Thea Sternheim «der herbe Reiz Basels»¹⁷ gefällt, sie «die Umgebung bescheidener aber gefälliger mit Sorgfalt in Stand gehaltener Häuser und Vorgärten» geniesst, «die relative politische Ruhe» und «die Wohlerzogenheit der auf der Strasse spielenden Kinder»¹⁸, fällt der 80-Jährigen, die in einer nicht sehr grossen Wohnung in der 3. Etage der Liegenschaft Thannerstrasse 35 lebt, die Eingewöhnung nicht leicht. Nicht selten empfindet sie ein Gefühl der Vereinsamung, und wenn sie wieder einmal das Heimweh nach Paris befällt, kann «das eigenbrötlerische und puritanische Basel»¹⁹ – trotz der «alten verträumten Gassen am Spalenberg [...] die einer gewissen Faszination nicht entbehren»²⁰ – dem Vergleich mit der Seine-Metropole nicht mehr standhalten, dann wirkt selbst die Zeitungsverkäuferin vom Brausebad «kleinbürgerlich [...] gegen die so Schnellbegreifende an der Ecke rue d'Alésia», und die Verkäufer bei Christen sind «stur» im Vergleich mit dem «blonden Jungen der Fischhandlung von der rue d'Orléans»²¹. Mit dem «Baseldytsch» kommt sie schon gar nicht zurecht. Am 9. Juni 1963 notiert sie zwar noch recht freundlich: «Bedauerlich finde ich, dass die seltenen Gespräche die man hört meistens im Baseler Dialekt geführt werden. Da die Leute meist wohlwollend aussehen, würde es einen vielleicht freuen zu verstehen was sie sagen.»²² Doch schon ein Jahr später verbirgt sie ihre Idiosynkrasie nicht mehr: «[...] sobald in dieser reichen, gepflegten und freundlichen Stadt mit ihren wohlausgestatteten Läden und gutgewaschenen Menschen jemand ein Wort an mich richtet entsetzt mich das gurgelnde Kauderwelsch das wie die letzte Flüssigkeit aus einem Syphon herausgepresst wird. Davon verstehe ich nicht nur kein Wort, aber das mag ich nicht hören! Selbst das fortwährend angewandte Diminutiv mildert in nichts den schaurigen Eindruck. Wie konnte eine einigermaßen verantwortliche Kulturpolitik die Verschandelung der Sprache in solchem Maass [sic!] ausreifen lassen dass bereits der Anzeigenteil der Zeitungen, die Bezeichnung der zum Verkauf ausgelegten Waren verkauderwelscht wird!»²³

Thea Sternheim frequentiert zunächst regelmässig die Bar im Hotel «Drachen», später isst sie öfter im «Steinenpick», im «Schützenhaus», in der «Kanne», im «Steinlösterli» oder bei «Donati», macht aber gerne auch Ausflüge ins Binniger «Neubad» oder in den «Salmen» nach Rheinfelden. Auch die Basler Kinos besucht Thea Sternheim bis fast zuletzt häufig, begeistert sich für Disneys unterhaltsames Musical «Mary Poppins» ebenso wie für den gesellschaftskritischen deutschen Film «Jagdscenen aus Niederbayern». Als sie 1965 einen Fernsehapparat ersteht, «das erste in meinem Besitz befindliche Exemplar dieser so eminenten Erfindung», stellt sie ernüchert fest: «[...] die ersten abends gemachten Kostproben rechtfertigen meine bisher geübte Abwehr»²⁴.

Da sie ihr Schwiegersohn Enrique Beck schon in Paris darüber in Kenntnis gesetzt hatte, dass das Theater in der «Händlernekropole» Basel seiner Ansicht nach «völlig besch...» sei, «tiefste Subprovinz»²⁵, lässt sich die einst leidenschaftliche Theatergängerin Thea Sternheim «[...] infolge des Tiefstands des Basler Theaters»²⁶ nur noch selten dazu überreden, sich eine Vorstellung im Stadttheater oder in der

Komödie anzusehen; meist besucht sie Sternheim-Inszenierungen. «Von der provinziellen Aufführung in einem deplorablen Dekor verstehe ich schwerhörig wie ich bin, kein Wort vom Text»²⁷, notiert sie nach dem «Snob» 1966 in ihr Tagebuch. Nach der Premiere von Sternheims «Bürger Schippel» urteilt sie 1969 noch recht milde: «Monika Koch, die die Thekla spielt ist hässlich aber nicht untalentierte.»²⁸ Doch bei einem Besuch der «Kassette» 1970 findet sie Eva-Maria Duhan als Tante «unleidlich» und «die auf das Spiel übertragene Baseler Langsamkeit gerade bei diesem temperamentvollen Stück besonders deplaziert und sinnverwirrend»²⁹. Überhaupt, so meint sie ernüchtert, sei Basel «keine musische Stadt»³⁰.

Zwar schliesst Thea Sternheim einige neue Freundschaften, so 1965 mit Peter Geiger, einem jungen Mann, der sie fortan häufig besucht, später zu Spazierfahrten abholt oder zum Essen begleitet, oft gemeinsam mit seinem Freund, auch wenn Thea Sternheim zunächst fast eifersüchtig bemerkt hatte: «Dass Peters Charme bei den jeweiligen Liebesepisoden, die ihn offenbar stark beanspruchen für Aussenstehende nachlässt, darüber kann kein Zweifel sein. Schliesslich freue ich mich aber nicht nur ausschliesslich über seine Willfährigkeit betreffs meiner Belange, sondern habe ihn im Laufe [der Zeit] um seines reinlichen und wohlwollenden Charakters lieb gewonnen: ihn nicht beurteilen aber helfen wie ich kann.»³¹ Besuch von früheren Bekannten erhält sie in Basel nur noch selten. Annette Kolb etwa ist zu Gast, Gottfried Benns letzte Freundin Ursula Ziebarth, und auch Frank Wedekinds Witwe Tilly sucht auf dem Rückweg von einer Visite bei Thomas Manns Witwe Katia am Zürichsee die geschiedene Frau ihres einstigen Schwiegersohns Carl Sternheim in Basel auf. Wenige Wochen vor ihrem Tod zieht Thea Sternheim die bittere Bilanz ihres auch von gesundheitlichen Problemen überschatteten Lebensabends am Rhein: «Neun Jahre steigernder Verelendung. Die Übersiedlung nach Basel hat mir kein Glück gebracht.»³²

Anmerkungen

- 1 Sternheim, Thea: Tagebücher 1903–1971. Herausgegeben und ausgewählt von Thomas Ehrsam und Regula Wyss im Auftrag der Heinrich Enrique Beck-Stiftung. Bd. 4 (1951–1971). Göttingen 2002, S. 487.
- 2 Dorothea Sternheim (10.1.1905 Düsseldorf – 12.9.1954 Paris) gehörte in den 20er und 30er Jahren zum engeren Kreis um Klaus und Erika Mann, Pamela Wedekind, René Crevel, Ruth Landshoff und Annetarie Schwarzenbach und war 1929–1949 mit Rudolf von Ripper verheiratet. 1942 schloss sie sich der französischen Résistance an, wurde im Dezember 1943 verhaftet und im Februar 1944 ins Konzentrationslager Ravensbrück gebracht. Nach der Befreiung des Lagers am 23. April 1945 ging Dorothea «Mopsa» Sternheim zunächst nach Schweden und kehrte im Juni 1945 nach Paris zurück, wo sie 1954 einem Krebsleiden erlag.
- 3 Heinrich Beck (12.2.1904 Köln – 16.9.1974 Basel) emigrierte 1933 in die Schweiz, hielt sich 1934–1938 in Spanien auf, wo er 1936 auf Gedichte des kurz zuvor ermordeten Federico García Lorca stiess und diese sogleich zu übersetzen begann, und kehrte illegal in die Schweiz zurück, wo er im Sommer die 1902 geborene Sängerin Ines Leuwen kennenlernte (die zuvor u.a. mit dem Komponisten Berthold Goldschmidt liiert war), mit der er 1959 eine gemeinsame Wohnung am Klingentalgraben 31 in Basel bezog und die er im Jahr darauf heiratete. Zuletzt lebte das Ehepaar an der Rauracherstrasse 42 in Riehen.
- 4 Theresia war die Tochter des 1906 verstorbenen Kaufmanns Georg Bauer, des Miteigentümers der rheinischen Schrauben- und Mutternfabrik Bauer und Schaurte, und seiner 1905 verstorbenen Frau Agnes, geb. Schwaben. Gemeinsam mit ihren Brüdern Richard und Theo erbt sie nach dem Tod des Vaters rund sechs Millionen Mark, was einer heutigen Kaufkraft von etwa 100 Millionen Schweizer Franken entspricht.

- 5 Wedekind, Tilly: Lulu. Die Rolle meines Lebens. Zürich 1969, S. 233.
- 6 Vgl. dazu: Regnier, Anatol: Du auf deinem höchsten Dach. Tilly Wedekind und ihre Töchter. Eine Familienbiographie. München 2003, S. 209f.
- 7 Sternheim, Thea: Erinnerungen. Freiburg im Breisgau 1995, S. 415 [sinngem. zit.]
- 8 Vgl. dazu: Regnier, a.a.O., S. 191f.
- 9 *8 Uhr Abendblatt*, 27.12.1927.
- 10 Vgl. dazu: Sternheim, a.a.O., S. 499.
- 11 Sternheim, a.a.O., S. 499f.
- 12 Die Forderungen bezogen sich auf Kunstwerke, die Eigentum Thea Sternheims waren und sich im Besitz Carl Sternheims befanden.
- 13 Sternheim, Thea: Erinnerungen. Freiburg im Breisgau 1995, S. 532.
- 14 Die Ehe wurde 1934 wieder geschieden. Carl Sternheim lebte von 1935 bis zu seinem Tod mit Henriette Carbonara in Brüssel, Pamela Wedekind heiratete 1940 in zweiter Ehe den Schauspieler Charles Regnier.
- 15 Typoskript eines Interviews von Curt Riess mit Pamela Wedekind. Nachlass 316 Gustaf Gründgens, Staatsbibliothek zu Berlin.
- 16 Sternheim, a.a.O., S. 648.
- 17 Sternheim, Thea: Tagebücher 1903–1971. Herausgegeben und ausgewählt von Thomas Ehram und Regula Wyss im Auftrag der Heinrich Enrique Beck-Stiftung. Bd. 4 (1951–1971). Göttingen 2002, S. 472.
- 18 Ebd., S. 487.
- 19 Ebd., S. 503.
- 20 Ebd., S. 503.
- 21 Ebd., S. 575.
- 22 Ebd., S. 475.
- 23 Ebd., S. 504.
- 24 Ebd., S. 538.
- 25 Brief von Enrique Beck an Thea Sternheim vom 18.10.1959. – In: Rudin-Bühlmann, Sabine: Enrique Beck. Ein Leben für García Lorca. Exil in Spanien und der Schweiz. Zürich 1993, S. 168f.
- 26 Sternheim, Thea: Tagebücher 1903–1971, a.a.O., S. 573.
- 27 Ebd., S. 546.
- 28 Ebd., S. 648.
- 29 Ebd., S. 688.
- 30 Ebd., S. 573.
- 31 Ebd., S. 621.
- 32 Ebd., S. 703.



Charles Ferdinand Vaucher

(19.1.1902 Basel – 28.2.1972 Herrliberg)

Arnold Böcklin-Strasse 48 / Tüllingerstrasse 62

Er war in den 20er Jahren während seines Jurastudiums in Genf Privatübersetzer des damaligen tschechoslowakischen Aussenministers Eduard Benesch beim Völkerbund und Schauspieler bei der «Compagnie Jean Bard», brachte in Basel als junger Notariatsgehilfe ein Anwaltsbüro durch seine «pazifistischen Bestrebungen, die gegnerischen Parteien auszusöhnen, an den Rand des Abgrundes»¹ und trank im Restaurant der Kunsthalle mit Kandinsky, Kirchner und Kokoschka, mit Le Corbusier und Hans Arp. Er tanzte Anfang der 30er Jahre in der avantgardistischen Tanzgruppe seiner späteren Ehefrau Katja Wulff, führte Regie für eine Agitprop-Theatergruppe und assistierte beim berühmten Louis Jouvet in Paris. Er brachte mit seinem Auto 1934 den soeben aus einem deutschen Konzentrationslager entlassenen Wolfgang Langhoff – ausgestattet mit dem Pass des Basler Malers Max Sulzbachner, «der dem Langhoff ungefähr so glich, wie, sagen wir, ein Adler dem Pinguin»² – illegal über die Grenze nach Basel und beherbergte zeitweise den morphiumsüchtigen Krimi-Schriftsteller Friedrich Glauser, als dieser aus der psychiatrischen Klinik Waldau entwischt war. Er reiste 1937 auf Einladung der «Vereinigung internationaler Schriftsteller zur Verteidigung der Kultur gegen den Faschismus» ein erstes Mal nach Spanien, wo er mit Ernest Hemingway zusammentraf, und schaffte im Jahr darauf das Hasard-Stück, mit Hilfe gefälschter Papiere und reichlich Alkohol für die Grenzbeamten zwei Eisenbahnwaggons über die französisch-spanische Grenze zu lotsen, voll beladen mit Bührle-Waffen, die dann gegen die deutsche «Legion Condor» und die italienische Luftwaffe eingesetzt wurden.

Er produzierte den Film «Farinet ou L'or dans la montagne» mit dem Pariser Theaterstar Jean-Louis Barrault, trat als Schauspieler in Klassikern und zeitgenössischen Stücken am Zürcher Schauspielhaus auf, wirkte in erfolgreichen Filmen wie «Gilberte de Courgenay» und «Landammann Stauffacher» mit, textete und inszenierte für das Zürcher Cabaret «Cornichon» und für Alfred Rassers «Kaktus» in Basel, dessen wichtigster Mitarbeiter er wurde. Er war ab 1945 gemeinsam mit Peter Surava Gründer und Herausgeber des von der Bundesanwaltschaft argwöhnisch beobachteten, linken Satireblatts «Der grüne Heinrich» und 1946 der wahre Autor von Alfred Rassers legendärem «H.D. Lämppli» (rund 75 Prozent des Stückes stammen aus Vauchers Feder). Er schrieb viele Jahre lang Texte für die Kabarettduos Voli Geiler / Walter Morath und Margrit Rainer / Ruedi Walter, war ab 1950 Kochexperte

Abb. 31: Der junge Charles Ferdinand Vaucher.

der Migros-Zeitung «Wir Brückenbauer» und ab 1953 als erster Fernsehkoch im Schweizer Fernsehen der Küchenmeister der Nation. Er gestaltete Rundfunksendungen, schrieb Hörspiele und Filmdrehbücher (seine Maugham-Adaption «Finden Sie, dass Constanze sich richtig verhält?» wurde 1962 mit Lilli Palmer verfilmt), verfasste Werbetexte und Exposés für Werbefilme, für die Swissair ebenso wie für Maggi, und war als Kolumnist für verschiedene Zeitungen tätig. «Ich bin ein Dilettant geblieben auf jedem Gebiet», meinte er 1964, «sei's auf dem Theater, sei's in der Literatur, sei's am Radio, sei's sonstwo auf irgendeinem Gebiet, wo ich mich betätigte, aber zumindest ein sehr begabter Dilettant.»³

Der linke Bohemien «Vauchi», wie er unter Freunden stets genannt wurde, stammte aus wohlhabendem Elternhaus. Sein Vater, gebürtig in Fleurier im Kanton Neuenburg, war, nach Stationen im französischen Troyes und im russischen Orlowo, in Basel zum Vizedirektor der chemischen Fabrik «Durand et Huguenin S.A.» avanciert. Während die Mutter, Tochter eines Industriellen aus Mulhouse, «lieblich war, heiter, immer versöhnlich»⁴, war der gestrenge Papa, wie es C. F. Vaucher in seinen Erinnerungen formulierte, «herrisch, in steife Gilets gewandet, den Hals in handbreite, würgende Kragen stranguliert und unter der Nase mit einem Schnauz dekoriert, dessen Spitzen rechteckig abgeklemmt in seine Visage wie zwei Pfeilspitzen aufschossen».⁵ Man führte in der «Aluminium-Dalbe», wie die Basler das Quartier in der Schützenmatte, in dem viele Bank- und Industriedirektoren lebten, nannten, ein herrschaftliches Haus; eine Köchin und ein Zimmermädchen bedienten die sich ihrer sozialen Stellung bewussten Vauchers. Stets sprach Charles Ferdinand, als einziges Kind ebenso wohlbehütet wie streng reglementiert, seine Eltern mit Sie an.

Das Gymnasium absolvierte Vaucher bis zur Matur eher lustlos: «Es haperte mir an Fleiss. [...] Fleiss ist eine Kasteiung auf eine eventuelle postume Heiligsprechung, ein würdeloses Büffeln auf eine spätere würdevolle Ehrung.»⁶ Ehrgeiz packte ihn allenfalls, wenn es galt, eine Wette zu gewinnen und er etwa das Basler Münster bis zur obersten «Kreuzblume», dem Zierabschluss des Turmhelms in 67 Meter Höhe, erklimmte und dort einen Kopfstand machte. «Der Rektor hat mich nicht belobigt: wie ich herab kam, stand da bereits ein Polizist, und es gab ein Briefchen nach Hause, an den Vater, der ebenfalls nicht sehr glücklich war, aber doch immerhin über so eine, sagen wir mal wagemutige Tat seines einzigen Sohnes ein bisschen schmunzelte.»⁷ Dem Willen seines Vaters nachgebend, begann Vaucher das Studium der Jurisprudenz in Genf. «Hilfe, ich ersticke! Ich bin ein armer Vogel, war einst frei und durfte meine Flügel ausbreiten. Nun haben sie mir die Schwingen abgestutzt, den Flugnerv durchgehauen»⁸, klagte er einem Freund, erleichtert allenfalls, von Basel weg zu sein: «[...] ich komme aus einer Stadt, die mich kränkte», schrieb er, «es lasten Erinnerungen in mir, die dumpf noch grollen»⁹ – Erinnerungen nämlich an eine unglückliche Liebesgeschichte. Nach einem Abend mit Schulkameraden in Rheinfelden hatte Vaucher einem von ihnen eine Karte für das angebotene Rösli mitgegeben, doch dieser hatte auf die Karte «Verse zugefügt, die ich Dir nicht ohne Erröten sagen würde»¹⁰, wie Vaucher einem Freund mitteilte, Verse, die Rösli alles andere als erfreuten und das schleichende Ende der Beziehung einläuteten ...

Im Oktober 1922 kehrte der finanziell vom Vater abhängige Vaucher, um seine Studien in Basel fortzusetzen, ins Elternhaus zurück, was ihn in «tiefe, stumpfsinnige Apathie»¹¹ stürzte. Schon bald darauf lernte er den Maler Hermann Scherer kennen, und als dieser in der Silvesternacht 1924/25 zusammen mit Albert Müller und Paul Camenisch die Künstlergruppe «Rot-Blau» gründete, wurde Vaucher deren Sekretär. Im Winter darauf wechselte er noch einmal an die Genfer Universität, begann aber neben dem Studium heimlich eine Schauspielausbildung bei Jean Bard, in dessen Compagnie er bald spielte. Nach dem Tod des Vaters, der zuletzt noch gedroht hatte, seinen Filius wegen des Eintritts in die Kommunistische Partei¹² zu enterben, aber zuvor verstorben war, übersiedelte Vaucher am 1. Februar 1930 erneut nach Basel. Er trat der avantgardistischen Tanzgruppe von Katja Wulff¹³ bei und gründete 1932 mit Fritz Ritter die «Truppe der Gegenwart», die im Kuchlin-Theater die Uraufführung von «John D. erobert die Welt» zeigte – in diesem neuesten Stück des durch das Abtreibungsdrama «Cyankali» bekannten Autors Friedrich Wolf (dem Vater übrigens des späteren Filmregisseurs Konrad Wolf und des DDR-Spionagechefs Markus Wolf) gab Alfred Rasser sein Debüt als Schauspieler. 1934 arbeitete Vaucher einige Monate als Regieassistent Louis Jouvets an der Comédie des Champs-Élysées in Paris. Aus dem Erbe seines Vaters, genauer gesagt, mit den Mitteln, die ihm aus einer für ihn errichteten Stiftung zufließen, liess er sich im selben Jahr an der Tüllingerstrasse 62 eine Doppelhaushälfte erbauen, die andere Hälfte in der Nr. 60 bezog der befreundete Maler Max Sulzbachner, ein Mitglied der «Gruppe 33», zu der auch Paul Camenisch und Max Haufler gehörten, und ebenso wie Vaucher, Alfred Rasser und Arthur Honegger Stammgast im legendären Künstlerlokal «Club 33» neben dem Kuchlin-Theater.

Als 1938 die Mutter überraschend während eines Besuchs bei ihrem Bruder in Algier starb, erbte Charles F. Vaucher rund 210 000 Franken und investierte sogleich einen beträchtlichen Teil dieses Vermögens in die Gründung der «Clarté-Film AG Basel» (mit Sitz an der Bäumleingasse 4 und einem Büro in Paris) und in die Produktion eines Streifens, der heute als ein Klassiker des Schweizer Filmschaffens gilt: «Das Gold in den Bergen», so der deutsche Verleihtitel der Ramuz-Verfilmung «Farinet», zu der Vaucher das Drehbuch schrieb und bei der sein Freund Max Haufler Regie führte. «L'or dans la montagne» zeige «den Weg zum schweizerischen Film internationaler Wirkung»¹⁴, hoffte am 2. Mai 1939 die Basler «National-Zeitung». Und die «Basler Nachrichten» lobten schon tags zuvor mit unverhohlenem Lokalstolz das Erstlingswerk, «dessen Drehbuchautor und Regisseur Basler sind und der mit rein baslerischer finanzieller Grundlage von einer Basler Produktionsgesellschaft geschaffen wurde»¹⁵. Letztlich hatte der Film, der mit 321 500 Schweizer Franken soviel gekostet hatte wie die beiden Erfolgstreifen «Füsilier Wipf» und «Wachtmeister Studer» zusammen¹⁶, kommerziell wenig Erfolg. In Zürich veranstaltete man angesichts der zwiespältigen Publikumsreaktionen einen Diskussionsabend «für oder gegen «Farinet»»¹⁷. Das Festival in Cannes, bei dem der Film angekündigt gewesen war, fiel wegen der angespannten politischen Lage aus. Ohne grössere Resonanz lief der Film, der vor allem in Frankreich wenig schmeichelhafte Rezensionen erhielt, an der Biennale in Venedig; der «Osservatore Romano» tobte gegen die Morallosigkeit des Helden.¹⁸ Kurz darauf brach der Zweite Weltkrieg aus, der internationale Vertrieb des Filmes erwies sich



Abb. 32: Charles F. Vaucher mit Voli Geier auf einer Israel-Tournee.

als schwierig. Der Geschäftsführer der Pariser Zweigstelle der Clarté-Film machte sich mit der Kasse davon, die französische Vertriebsfirma erklärte ihre Zahlungsunfähigkeit, im April 1941 ging die von Vaucher finanzierte Clarté-Film in Konkurs. Schliesslich wurde 1942 bei einem Bombenangriff auf die Filmstudios Boulogne-Billancourt bei Paris auch noch das Filmnegativ, das man wegen Rechtsstreitigkeiten in Frankreich zurückbehalten hatte, zerstört. «Er hat da sein ganzes Geld verloren. Das einzige, was übrig blieb, war die Kopie, die er hatte», erinnerte sich später C. F. Vauchers Sohn Jean-Jacques. «Die Kopie habe ich einmal ausgegraben, da war ich etwa zwanzig Jahre alt. Da sagte ich meinem Vater: «Bist du eigentlich wahnsinnig, diesen Film bei dir in dieser Truhe im Estrich oben zu lassen. Wenn die Hütte abrennt ...» Da sagte er: «Ja nu, das ist Schnee von gestern, das ist vorbei.» Da sieht man auch, was er für eine Beziehung zu seinen eigenen Sachen hatte.»¹⁹

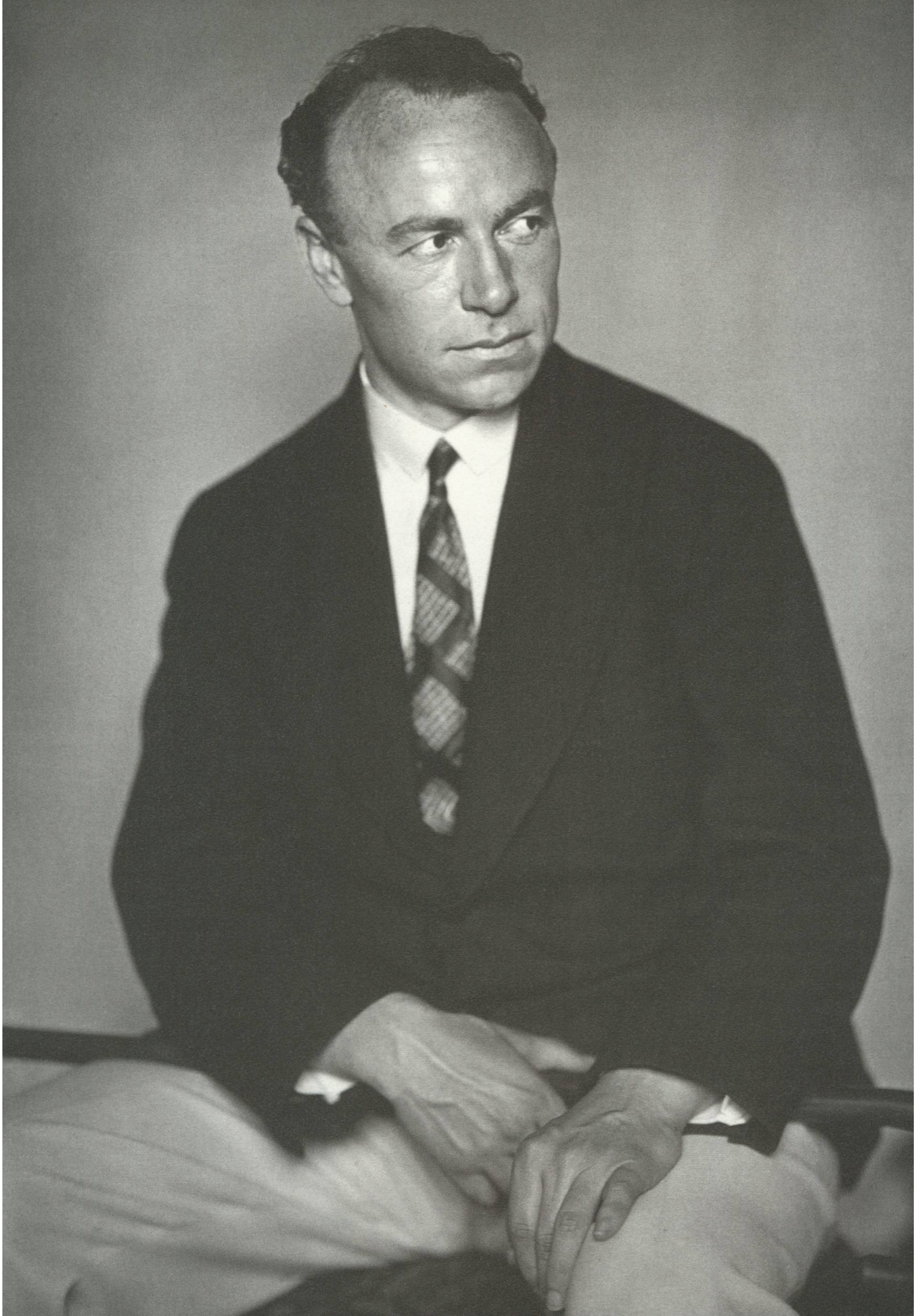
Am Ende seines so reichen Lebens versank der «Dandy und Gastronom»²⁰, wie sich «Vauchi» selbst einmal bezeichnete, in Depressionen, nachdem die Tänzerin und Schauspielerin Edith Carola²¹, mit der er seit 1949 in zweiter Ehe verheiratet gewesen war, nach langer Zucker- und Alkoholkrankheit 1970 an den Folgen eines Blutsturzes verstorben war. Doch noch in seinen Depressionen «machte er sich lustig über sie»²², erinnert sich Jean-Jacques Vaucher an seinen Vater. Wie Edith Carola nahm auch Charles F. Vaucher seit langem das Schmerz-Analgetikum Optalidon, und auch er trank zu viel: «Der Weisswein gehörte einfach zu seinem Leben», erzählt die mit ihm befreundete Ursula Kasics. «Ich fand nie, der Vauchi sei anders, wenn er getrunken – oder nicht getrunken hatte.»²³ Bis zuletzt war der in jungen Jahren so

wohlhabende Vaucher gezwungen, seinen Lebensunterhalt mit Werbetourneen für «die Suppenfabrik», wie er ironisch sagte, zu verdienen.²⁴

Kurz nach seinem siebzigsten Geburtstag und anderthalb Jahre nach dem Tod seiner geliebten Frau fand man Charles Ferdinand Vaucher vor der Tür einer Arztpraxis, die er gerade erst vermeintlich gesund verlassen hatte, tot auf der Strasse liegen: Er hatte einen Hirnschlag erlitten und war vor seinem Auto, in dem sein Hund auf ihn wartete, zusammengebrochen. Wenige Stunden später lief im Fernsehen die Verfilmung von Max Frischs «Biographie», in der er eine seiner letzten Rollen spielte. Sechs Jahre nach seinem Tod erschien Vauchers Rezept- und Anekdotensammlung «Herd Du meine Güte», doch erst eine 1996 von Peter Kamber edierte und kommentierte Sammlung mit Texten Vauchers «Aus meiner linken Schublade» hat den vielfältig begabten, zwischenzeitlich fast vergessenen Künstler ins Licht der Öffentlichkeit zurückgeholt.

Anmerkungen

- 1 Brief von Charles F. Vaucher an die Zimmerspiele Mainz, 2.7.1954. – Zit. nach: Vaucher, C.F.: Aus meiner linken Schublade. Erzählungen eines Lebens. Mit Zwischentexten von Peter Kamber. Zürich 1996, S. 85.
- 2 Zit. nach Vaucher/Kamber, a.a.O., S. 120.
- 3 Zit. nach Vaucher/Kamber, a.a.O., S. 349.
- 4 Zit. nach Vaucher/Kamber, a.a.O., S. 14.
- 5 Ebd.
- 6 Zit. nach Vaucher/Kamber, a.a.O., S. 17.
- 7 Zit. nach Vaucher/Kamber, a.a.O., S. 27.
- 8 Zit. nach Vaucher/Kamber, a.a.O., S. 35f.
- 9 Zit. nach Vaucher/Kamber, a.a.O., S. 36.
- 10 Zit. nach Vaucher/Kamber, a.a.O., S. 37.
- 11 Zit. nach Vaucher/Kamber, a.a.O., S. 58.
- 12 Vaucher trat 1941 aus Protest gegen Stalins Regime aus.
- 13 Katja Wulff (31.8.1890 Hamburg – 11.6.1992 Basel) war 1914 auf dem Monte Verità bei Ascona dem Tanzrevolutionär Rudolf von Laban begegnet, 1916 wurde sie seine Assistentin. 1923 gründete sie in Basel ihre eigene Tanzschule, an der sie bis ins Alter von über 90 Jahren unterrichtete (zuletzt in der Augustinergasse 3) und u.a. Marie-Eve Kreis, Beatrice Tschumi und Mariette von Meyenburg ausbildete. 1926 formierte sich aus diesem Kreis die Tanzgruppe «Tanzstudio Wulff», die u.a. im Stadttheater Basel auftrat und mit dem Basler Kammerorchester unter Paul Sacher zusammenarbeitete. – Katja Wulff und Charles F. Vaucher waren 1939–1949 verheiratet.
- 14 *National-Zeitung*, 2.5.1939.
- 15 *Basler Nachrichten*, 1.5.1939.
- 16 Vgl. dazu: Dumont, Hervé: Geschichte des Schweizer Films. Lausanne 1987, S. 228.
- 17 Vgl. dazu: Dumont, a.a.O., S. 230.
- 18 Ebd.
- 19 Zit. nach: Vaucher/Kamber, a.a.O., S. 179.
- 20 Zit. nach: Dumont, a.a.O., S. 226.
- 21 Edith Carola (14.10.1908 Berlin – 13.9.1970 Männedorf) war 1928–1931 als Tänzerin am Stadttheater Zürich engagiert und tanzte dann bis 1939 in der Tanzgruppe von Trudi Schoop. In den 40er Jahren wirkte sie an den Cabarets «Cornichon» und «Kaktus», trat 1955 als Schauspielerin am Bernhard-Theater Zürich auf und gehörte 1957–1966 zum Ensemble des Zürcher Schauspielhauses.
- 22 Zit. nach: Vaucher/Kamber, a.a.O., S. 347.
- 23 Zit. nach: Vaucher/Kamber, a.a.O., S. 307.
- 24 Vgl. Vaucher/Kamber, a.a.O., S. 347.



Oskar Wälterlin (30.8.1895 Basel – 4.4.1961 Hamburg)

Jurastrasse 67

«Der sexuell Perverse muss als Psychopath [...] behandelt werden; unser Theater aber braucht einen vollwertigen gesunden Führer.»¹ Mit diesen Worten forderte im April 1932 der freisinnige Gross- und Nationalrat Victor-Emil Scherer den sofortigen Rücktritt von Oskar Wälterlin, dem Direktor des Basler Stadttheaters. Was war geschehen? Der Operettensänger Jan Kiveron hatte während einer Vorstellung des «Weissen Rössls» einen mitspielenden 13-jährigen Jungen sexuell belästigt – «geschlechtlich missbraucht»², schrieb der «Basler Vorwärts», «geschlechtlich angesteckt»³, hiess es im Sitzungsprotokoll der Theaterkommission. Die Angelegenheit war untersucht, gegen Kiveron Strafanzeige gestellt und der Sänger verhaftet worden. Ausgelöst durch diesen Fall hatte jedoch schon bald eine zunächst halb öffentlich geführte Diskussion um den Direktor des Theaters begonnen: Oskar Wälterlin trage die Schuld daran, dass «die Homosexualität unter dem Personal grassiert», ein «Krebsübel», das «herausgeschnitten werden» müsse.⁴ Wälterlin bewahrte sich zwar bewusst eine vor der Öffentlichkeit geschützte Privatsphäre, teilte mit seinen Eltern und seiner älteren Schwester Lene (die sich nach dem Tod der Mutter um ihn kümmern und mit der er zeitlebens zusammenleben wird) eine Wohnung im Gundeldinger Quartier, doch seine Homosexualität⁵ und seine Beziehung zu dem fast 16 Jahre jüngeren Schauspieler Wilfried Scheitlin⁶, der unter Wälterlins Regie bereits mit vierzehn den Puck im «Sommernachtstraum» gespielt hatte, waren spätestens seit Ende der 20er Jahre der Theaterkommission ebenso bekannt wie in Theaterkreisen. Nun machten sie einige Politiker zum Skandal, um sich des unliebsamen Theaterleiters zu entledigen, allen voran Grossrat Eduard Steuri von der Bürger- und Gewerbestepartei (der späteren Nationalen Volkspartei).

Schon als Schüler des Humanistischen Gymnasiums war der 1895 in Basel geborene Wälterlin, dessen Eltern beide aus dem Baselbiet stammten, ein leidenschaftlicher Konzertbesucher und Theatergänger, begeisterte sich für Kunst und vor allem für Literatur; im Jahr der Matura 1914 trat er der Allgemeinen Lesegesellschaft bei. Während seines Germanistikstudiums an der Basler Universität inszenierte das engagierte Mitglied der Studentenverbindung «Zofingia» mit Kommilitonen Stücke von Grillparzer und Hofmannsthal, aber auch Mozarts Singspiel «Bastien und Bastienne», daneben statierte er am Stadttheater (unter anderem 1917 bei einem Gastspiel von Büchners «Dantons Tod», inszeniert von Max Reinhardt mit Alexander Moissi und Werner Krauß) und nahm Schauspielunterricht bei Michail Isailovits, dem Charakterspieler des Stadttheaters. 1918 wurde Wälterlin mit einer Dissertation über «Schiller

Abb. 33: Oskar Wälterlin.

und das Publikum» promoviert, und als er während der laufenden Spielzeit 1918/19 von Leo Melitz als Volontär ans Stadttheater verpflichtet wurde, durfte er als Erstes in einem Drama von Schiller mitwirken: Er debütierte am 26.1.1919 als Baumgarten in «Wilhelm Tell». Bald betraute man Wälterlin mit Dramaturgie- und Regieaufgaben, seine Umsetzung von Rossinis «Il barbiere di Siviglia» wurde als «geniale Regieleistung»⁷ gefeiert. Doch Wälterlins bahnbrechende Inszenierungen von Wagners «Rheingold» und «Walküre» in den radikal stilisierten Raumbühnen Adolphe Appias, heute längst als epochales Ereignis in die Theatergeschichte eingegangen, waren in der Spielzeit 1924/25 für viele Wagnerianer ein Skandal. Der geplante vollständige «Ring»-Zyklus musste nach einer regelrechten Hetzkampagne abgebrochen werden – da war in Rezensionen und Leserzuschriften die Rede von der «Prostitution eines Kunstwerks»⁸ und von «Kunstsowjetismus»⁹; Wälterlins Inszenierung sei ein «Attentat auf den guten Geschmack»¹⁰ und eine «Blamage für Basel als Kunststadt»¹¹, in einigen Innerstadt-Geschäften hatte man Unterschriftenbogen gegen die Aufführung aufgelegt. Dennoch verpflichtete man 1925 den kaum 30-jährigen Wälterlin als «Oberspielleiter mit den Befugnissen eines Direktors» und ernannte ihn im Jahr darauf offiziell zum Direktor des Stadttheaters, das unter seiner Leitung bald einen beachtlichen Ruf über die Landesgrenzen hinaus genoss. Nicht allen Basler Politikern aber gefiel, dass Wälterlin auch Werke von Igor Strawinsky, Romain Rolland, Ferdinand Bruckner, Georg Kaiser und Bertolt Brecht auf den Spielplan setzte.

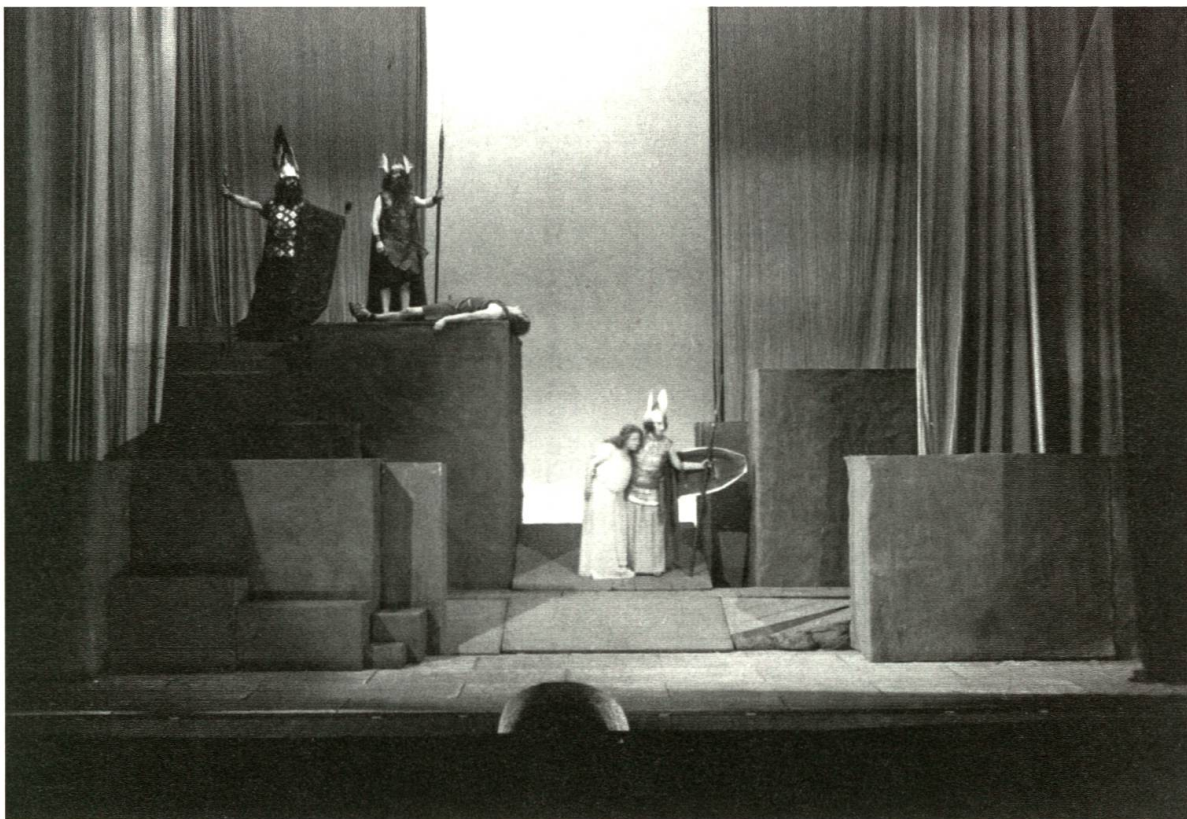


Abb. 34: Richard Wagners «Walküre», Stadttheater Basel, 1925.

1932 sahen reaktionäre Kreise also endlich die langerhoffte Chance gekommen, den ungeliebten Theaterleiter loszuwerden. Das Theater leide darunter, dass der Direktor «homosexuell veranlagt» sei, erklärte Victor-Emil Scherer: Bei Engagements «können pervers Veranlagte bevorzugt werden. Dadurch kann im Theater eine Atmosphäre entstehen, die der künstlerischen Leistung abträglich ist, diese wird normal veranlagte Zuschauer nicht ganz befriedigen.»¹² Sozialdemokraten und Kommunisten widersprachen heftig, doch als Eduard Steuri die schwierige finanzielle Lage des Stadttheaters ausnutzte und drohte, seine Partei werde der dringend notwendigen Subventionserhöhung nur unter der Bedingung der «Säuberung»¹³ zustimmen – womit er Wälterlins Entlassung meinte –, beschloss die Theaterkommission, dass man dem Direktor den Rücktritt nahelegen solle. Wälterlin sah keine andere Chance mehr und reichte seine Demission ein.

Ein u.a. von Fritz Knuchel, dem Feuilletonredaktor der «Basler Nachrichten», initiiertes Aktionskomitee sammelte in der Stadt über 3000 Unterschriften gegen den Rücktritt des künstlerisch erfolgreichen und bei vielen beliebten Direktors, der bis dahin weit über hundert eigene Opern- und Schauspielinszenierungen in Basel verantwortet hatte. Auch prominente Bühnenkünstler aus dem Ausland wie der Schauspieler Alexander Moissi und der Komponist Oscar Straus unterzeichneten. Ein Grossteil der Presse kommentierte den erzwungenen Rücktritt als Politikum, die sozialdemokratische «Arbeiter-Zeitung» etwa nannte ihn «eine Kapitulation vor der Reaktion im Theater»¹⁴.

Schliesslich tagte der Grosse Rat.¹⁵ Steuri interpellierte und erbat scheinheilig Auskunft «über die wirklichen Gründe der plötzlichen Demission» Wälterlins, damit dessen bisher noch relativ diskret behandeltes Privatleben auch im Grossen Rat ausgebreitet werde. Der Sozialdemokrat Fritz Hauser antwortete etwas ausweichend, dass Wälterlin «zwar weder intellektuell noch in krimineller Weise» an den unliebsamen Vorgängen beteiligt gewesen sei und hob «die unbestreitbaren Verdienste, die sich der Direktor durch seine künstlerische Arbeit erworben» habe, hervor, doch sei ein «Misstrauen gegen das Theater» entstanden, das diesem «höchst nachteilig werden musste». Obwohl der Kommunist Emil Arnold energisch widersprach und darauf beharrte, dass die Demission «unter dem Deckmantel anderer Motive durch gewisse Cliques mit reaktionären Bestrebungen erstrebt und erreicht worden» sei, blieb es dabei: Der Regierungsrat sah keine Veranlassung, durch seine Delegierten in die Angelegenheit einzugreifen. Wälterlins Direktion endete vorzeitig, unverzüglich begann man mit der Suche nach einem Nachfolger.

Oskar Wälterlin gastierte zunächst als Regisseur im elsässischen Mülhausen, in Strassburg und erstaunlicherweise schon 1933 wieder in Basel, wo er sich im Frühsommer 1933 sogar um die Stelle eines Oberregisseurs der Oper bewarb – vergeblich; die Theaterkommission befand auf ihrer Sitzung vom 9. Juni 1933, Wälterlin sei «zur Zeit unmöglich»¹⁶ und entschied sich für Herbert Graf, der gerade eben wegen seiner jüdischen Herkunft die Stelle als Opernoberspielleiter in Frankfurt am Main verloren hatte, trotz seiner unbestreitbaren Verdienste insbesondere um das Werk Richard Wagners.¹⁷ Und Oskar Wälterlin? Er übernahm ausgerechnet die durch Graf Rausschmiss vakant gewordene Stelle als leitender Opernregisseur

an den gleichgeschalteten Städtischen Bühnen Frankfurt, deren Prospekt für die Saison 1933/34 programmatisch Adolf Hitler zitiert: «Was der Himmel auch mit uns vorhaben mag, schon am Visier soll man uns erkennen.»¹⁸ Während tausende Bühnenkünstler 1933 aus dem «Dritten Reich» flüchteten (so auch der am 22. Mai 1933 wegen seiner «nicht arischen Abstammung» und der «vielfach dem deutschen Wesen fremden und das nationale Volksempfinden verletzenden Darstellung der Bühnenwerke»¹⁹ in Frankfurt fristlos entlassene Intendant Alwin Kronacher, der im Herbst 1933 die Oberspielleitung des Schauspiels am Stadttheater Basel übernahm), emigrierte Wälterlin also in umgekehrter Richtung. Der nationalsozialistischen Reichstheaterkammer galt der Schweizer Wälterlin, der an der Frankfurter Oper mit Mozarts «Don Giovanni» debütierte und dort u.a. die Uraufführungen von Werner Egks Oper «Die Zaubergeige» und Carl Orffs «Carmina Burana» inszenierte, am Schauspielhaus aber auch die Uraufführung von «Anna Maria» des NS-Aktivistens Wilhelm Müller-Scheld verantwortete, als «unpolitischer Ästhet»²⁰.

Oskar Wälterlins Nachfolger in Basel, der bisherige Magdeburger Intendant Egon Neudegg, stiess jedoch schon bald auf Kritik, und so erwog man bereits 1938 eine erneute Verpflichtung des sechs Jahre zuvor hinausgeekelten Wälterlin. Doch auch am Zürcher Schauspielhaus suchte man 1938 einen neuen Direktor. Nicht zuletzt, weil man sich an der Limmat massivem Druck seitens des Justiz- und Polizeidepartements ausgesetzt sah, das die Direktion des von rechten Kreisen als «jüdisch-marxistische Tendenzbühne» diffamierten Pfautheaters unbedingt mit einem Schweizer besetzt sehen wollte, fiel die Wahl auf den von der Fremdenpolizei als unbedenklich empfohlenen Oskar Wälterlin, der beim Emigranten-Ensemble, zu dem die Schauspieler Wolfgang Langhoff, Wolfgang Heinz, Therese Giehse, Ernst Ginsberg, Kurt Horwitz, Leonard Steckel und Karl Paryla, der Regisseur Leopold Lindtberg und der Bühnenbildner Teo Otto gehörten, zunächst auf wenig Sympathie stiess – und sich auch von Zürich aus anfangs noch um Gastregien im nationalsozialistischen Deutschland bemühte. Wälterlin verwarf zwar den politisch engagierten Spielplan seines Zürcher Vorgängers Ferdinand Rieser als «zu einseitig negativ»²¹ und plädierte für ein «schweizerisches Theater»²², doch immerhin hielt er Distanz zur nationalistischen «Verschweizerungs»-Politik des Schriftstellervereins. Unter seiner Direktion diente das Zürcher Schauspielhaus mit einem vorwiegend klassisch-literarischen Spielplan jedoch keineswegs nur der Geistigen Landesverteidigung und der Pflege humanistischer Tradition, sondern blieb weiterhin eine wichtige Uraufführungsbühne für die Werke emigrierter Autoren.²³ Zudem kämpfte Wälterlin, so die ab 1938 in Zürich tätige Schauspielerin Maria Becker, «mit grossem Geschick und grossem Einsatz» bei der Fremdenpolizei «für die Erhaltung seines aussergewöhnlichen Ensembles»²⁴, das den mutigen und stets integren Theaterleiter bald vorbehaltlos schätzte²⁵ – mehr wohl als den Regisseur Wälterlin, dem manche die handwerklich versierteren Lindtberg und Steckel vorzogen. Oskar Wälterlins Annäherung an die Emigration weckte das Misstrauen der Behörden, und 1944 verwies auch die Bundesanwaltschaft wieder auf Wälterlins Homosexualität, um ihm Charakterschwäche vorzuwerfen: Er sei «wankelmütig, weich, weiblich, sehr labil; er ist daneben aber wieder von einer bissenden Ironie, er ist der zynische Basler und selbstkritische Geist.»²⁶

Mehrmals rief man den aus Basel so unrühmlich vertriebenen Basler Oskar Wälterlin an den Rhein zurück. 1942 gewann man ihn als Schauspieldirektor des nach wie vor von Egon Neudegg mit wechselndem Erfolg geleiteten Stadttheaters. Unter Wälterlins Leitung glänzte das Ensemble in Stücken wie Brechts «Mutter Courage», die Lindtberg mit der Giehse in Szene setzte, oder Wilders Schauspiel «Eine kleine Stadt»²⁷, von Wälterlin selbst auf der Bühne des Kächlin-Theaters inszeniert, das für eine Spielzeit als zusätzliche Schauspielbühne des Stadttheaters diente. Trotz telefonischer Drohungen des deutschen Generalkonsuls, der dringlichen Bitte der Abteilung für Auswärtiges, das Stück abzusetzen, und schliesslich einer offiziellen Protestnote der Deutschen Gesandtschaft liess Wälterlin John Steinbecks kritisches Zeitstück «Der Mond ging unter» aufführen.²⁸ Robert Tröschs Inszenierung mit Heinrich Gretler wurde mit rund 35 000 Zuschauern der grösste Erfolg des Stadttheaters in jenen Jahren. Doch nach zwei Spielzeiten, während denen Wälterlin weiterhin Direktor in Zürich blieb, gab er aus Überlastung die Basler Schauspieldirektion wieder auf und konzentrierte sich auf die Pfauenbühne, die er auch in den Nachkriegsjahren erfolgreich leitete und für die er in den 50er Jahren u.a. die Uraufführungen von Paul Burkhardts «Kleiner Niederdorferoper» (mit Ruedi Walter, Margrit Rainer, Anne-Marie Blanc und Heinrich Gretler), von Max Frischs «Don Juan oder Die Liebe zur Geometrie» (mit Will Quadflieg) und «Herr Biedermann und die Brandstifter» (mit Gustav Knuth und Boy Gobert) inszenierte – und nicht zuletzt von Friedrich Dürrenmatts «Besuch der alten Dame» mit der grandiosen Therese Giehse.

Die Homosexualität Wälterlins, der mit seiner Schwester Lene und seinem langjährigen Partner Wilfried Scheitlin zusammenlebte²⁹, war in Zürich kein Politikum mehr, gab aber noch gelegentlich Anlass für – vergebliche – Versuche, den Direktor zu erpressen. So wandte sich etwa ein Abonnent an Wälterlin, er werde nur gegen einen freien Abonnementsplatz in der ersten Balkonreihe verschweigen, dass er den Direktor und einen jungen Freund sich im Auto küssend gesehen habe ...³⁰

Ab der Saison 1961/62 sollte Wälterlin erneut Direktor des Basler Stadttheaters werden. Nach einigem Zögern erklärte er sich für drei Jahre dazu bereit, zum einen, weil er sich nach den dann 23 Jahren Direktionstätigkeit am Zürcher Schauspielhaus wieder mehr der Opernregie zuwenden wollte, zudem lag ihm aber auch «viel daran, dass der Kreis sich schliesst im Guten»³¹, jener Kreis, der durch die von Wälterlin öffentlich nie mehr erwähnten Intrigen des Jahres 1932 unterbrochen worden war. «Ich hoffe, in meiner Vaterstadt noch etwas aufbauen zu können»³², erklärte Oskar Wälterlin die Entscheidung in einem Brief an seinen Kollegen Gustaf Gründgens; den befreundeten Kritiker Curt Riess fragte er: «Ist das Alters-Sentimentalität?»³³ Viele Basler zeigten sich hochofret über die bevorstehende Rückkehr Wälterlins in seine Heimatstadt, in Zürich jedoch reagierte nicht nur der seit 1933 am Schauspielhaus tätige Bühnenbildner Teo Otto auf Wälterlins Weggang «bestürzt und traurig»³⁴. Der deutsche Intendant Oscar Fritz Schuh zeigte Verständnis für Wälterlins Entscheidung: «Denn eines kann natürlich nicht übersehen werden, dass Basel seiner ganzen Anlage nach die bedeutendere Kulturstadt ist als Zürich, und wie das Hotel Trois Rois eben tausendmal mehr Kultur hat als das Baur au Lac, so ist halt die ganze Stadt mehr eingeschlossen in eine grosse Vergangenheit als das manchmal

sich sehr parvenühaft gebärdende Zürich. Schwierig nur wird es sein, aus einer im Grunde sehr puritanischen Stadt doch noch eine Theaterstadt zu machen. Aber da Du die Möglichkeiten wahrscheinlich kennst und übersiehst, wirst Du schon wissen, was Du tust.»³⁵

Am 1. Juli 1960 unterzeichnete Wälterlin den gutdotierten Vertrag mit dem Basler Stadttheater³⁶, er engagierte vielversprechende Talente und schmiedete für das Dreispartenhaus am Steinenberg ambitionierte Opernpläne, zudem wollte er junge Schweizer Dramatiker als Hausautoren fördern, eine Schauspielschule sollte in den Theaterbetrieb eingegliedert werden. Doch kurz vor seinem Antritt starb Wälterlin im Frühjahr 1961 in Hamburg, wo er an der Staatsoper Debussys «Pelléas und Mélisande» inszenieren wollte, an einem Herzinfarkt. Beigesetzt wurde der leidenschaftliche Basler Oskar Wälterlin nicht in seiner Heimatstadt, sondern auf dem Zürcher Friedhof Fluntern.

Anmerkungen

- 1 Protokoll der Sitzung der Theaterkommission vom 15.4.1932, Staatsarchiv Basel, F 10b.
- 2 *Basler Vorwärts*, 20.4.1932.
- 3 Protokoll der Sitzung der Theaterkommission vom 26.2.1932, Staatsarchiv Basel, F 10 b. – Laut *Basler Vorwärts* vom 21.3.1932 stellte man im Spital bei dem Jungen eine Geschlechtskrankheit fest.
- 4 Protokoll der Sitzung der Kommission für die Vorbereitung des Grossen Rates betreffend die Unterstützung des Stadttheaters, 4.3.1932. Staatsarchiv Basel, F 10b.
- 5 Vor Inkrafttreten des Schweizerischen Strafgesetzbuches von 1942 wurde homosexuelles Verhalten von Kanton zu Kanton anders behandelt. Seit dem 10.7.1919 waren in Basel-Stadt als einzigem Kanton der deutschsprachigen Schweiz homosexuelle Beziehungen zwischen Erwachsenen straffrei, lediglich homosexuelle Prostitution war verboten. Nicht legal war jedoch die sexuelle Beziehung zu Minderjährigen: «Eine mündige Person, die eine unmündige Person gleichen Geschlechts zu widernatürlicher Unzucht missbraucht, wird mit Gefängnis bestraft [...]» [Basler Strafgesetz, § 93].
- 6 Wilfried Scheitlin (1.2.1911 Basel – 2.5.1988 Linz) erhielt seine Schauspielausbildung am Konservatorium Basel. Bereits 14-jährig trat er – zunächst für eine Abendgag von 5 Franken – am Stadttheater Basel auf und spielte unter Wälterlins Regie u.a. 1925 den Puck in Shakespeares «Sommernachtstraum», 1926 den Sebastian in Shakespeares «Was ihr wollt» und 1927 den Kaspar in der Schweizer Erstaufführung von Klaus Manns «Anja und Esther». Es folgten weitere wichtige Rollen wie Laertes, Homburg, Ferdinand, Clavigo, Camille Desmoulins und Romeo, daneben unterrichtete Scheitlin in Basel am Konservatorium und war bis 1940 am Stadttheater auch als Regisseur tätig. Er spielte und inszenierte in den folgenden Jahren an Bühnen in Zürich, Biel-Solothurn, Bern, Chur, Luzern und St. Gallen und leitete die Tell-Spiele in Interlaken. 1960/61 war er in Innsbruck engagiert, 1961–1964 in Bruchsal, 1964–1968 in Marburg, 1968–1973 in Ingolstadt und ab 1973 in Linz, wo er – zuletzt als Gast – in eher kleineren Rollen auftrat.
- 7 *National-Zeitung*, 1.4.1931 [anlässlich der Wiederaufnahme der Inszenierung aus dem Jahr 1923].
- 8 *Rundschau. Basler Bürgerzeitung. Organ der Bürger- und Gewerbspartei Basel*, 6.2.1925.
- 9 *Rundschau. Basler Bürgerzeitung. Organ der Bürger- und Gewerbspartei Basel*, 23.1.1925.
- 10 Ebd., 23.1.1925.
- 11 Ebd., 23.1.1925.
- 12 Protokoll der Sitzung der Kommission für die Vorbereitung des Grossen Rates betreffend die Unterstützung des Stadttheaters, 4.3.1932. Staatsarchiv Basel, F 10b.
- 13 Protokoll der Sitzung der Theaterkommission vom 15.4.1932, Staatsarchiv Basel, F 10b.
- 14 *Arbeiter-Zeitung*, 19.4.1932.
- 15 Alle folgenden Zitate aus: Protokolle der Sitzung des Grossen Rates des Kantons Basel-Stadt, XXV. Jahrgang, 12. Mai 1932 bis 5. Mai 1933, S. 27.
- 16 Protokoll der Sitzung der Theaterkommission vom 9.6.1933, Staatsarchiv Basel, F 10b.

- 17 Vgl. dazu: Mohr, Albert Richard: Die Frankfurter Oper 1924–1944. Frankfurt am Main 1971, S. 155f.
- 18 Saisonprospekt 1933/34 der Städtischen Bühnen Frankfurt am Main, S. 2.
- 19 Brief des Frankfurter Oberbürgermeisters Friedrich Krebs an Alwin Kronacher, 5.7.1933. – Zit. nach: Mohr, Albert Richard: Das Frankfurter Schauspiel 1929–1944. Frankfurt am Main 1974, S. 77.
- 20 Bruns, Brigitte: Werft Eure Hoffnung über neue Grenzen. Theater im Schweizer Exil und seine Rückkehr. Berlin 2007, S. 85.
- 21 Wälterlin, Oskar: Verantwortung des Theaters (1946). – In: Wälterlin, Oskar: Bekenntnis zum Theater. Zürich 1955, S. 130.
- 22 Wälterlin, Oskar: Zum neuen Beginn (1938). – In: Wälterlin, Oskar: Bekenntnis zum Theater. Zürich 1955, S. 65.
- 23 U.a. wurden 1938–1945 uraufgeführt Carl Zuckmayers «Bellmann», Georg Kaisers «Der Soldat Tanaka», Brechts «Mutter Courage und ihre Kinder», «Der gute Mensch von Sezuan» und «Galileo Galilei». Politisch hochbrisante Zeitstücke wie unter der Direktion Riesers etwa Bruckners «Die Rassen» oder Wolfs «Professor Mannheim» finden sich in Wälterlins Spielplänen allerdings kaum.
- 24 Zit. nach: Lendemann, Fritz (Hrsg.): Eine grosse Zeit. Das Schauspielhaus Zürich in der Ära Wälterlin 1938/39–1960/61. Zürich 1995.
- 25 Gespräch mit Maria Becker am 31.8.2009 in Zürich.
- 26 Zit. nach: Amrein, Ursula: «Los von Berlin!» Die Literatur- und Theaterpolitik der Schweiz und das «Dritte Reich». Zürich 2004, S. 507.
- 27 So der Titel in der Übersetzung von Wilfried Scheitlin.
- 28 Siehe dazu: Blubacher, Thomas: «Befreiung von der Wirklichkeit?» Das Schauspiel am Stadttheater Basel 1933 bis 1945. Basel 1995, S. 275–283.
- 29 1958 lernte Oskar Wälterlin den Schauspieler Peter Morgenstern (* 23.7.1935 Chemnitz) kennen, der sein letzter Lebenspartner wurde. Die Verbindung mit Wilfried Scheitlin riss dennoch nicht ab. – Gespräch mit Peter Morgenstern am 19.9.2009 in Hamburg.
- 30 Gespräch mit Oskar Wälterlins langjähriger Sekretärin Bibi Gessner-Bischof am 3.6.2009 in Zürich.
- 31 Gespräch mit Bibi Gessner-Bischof am 3.6.2009 in Zürich.
- 32 Brief von Oskar Wälterlin an Gustaf Gründgens, 12.4.1960. Nachlass 316 Gustaf Gründgens, Staatsbibliothek zu Berlin, Stiftung Preussischer Kulturbesitz.
- 33 Brief von Oskar Wälterlin an Curt Riess, 13.5.1960. Nachlass Wälterlin in der Schweizerischen Theatersammlung Bern.
- 34 Telegramm von Teo Otto an Oskar Wälterlin, 12.4.1960. Nachlass Wälterlin in der Schweizerischen Theatersammlung Bern.
- 35 Brief von Oscar Fritz Schuh an Oskar Wälterlin, 12.4.1960. Nachlass Wälterlin in der Schweizerischen Theatersammlung Bern.
- 36 Wälterlin sollte das Haus in einem Dreier-Gremium gemeinsam mit dem Dirigenten Silvio Varviso und dem kaufmännischen Leiter Adolf Zogg leiten.



Lisa Wenger (23.1.1858 Bern – 17.10.1941 Carona)
Austrasse 27 / Kaufhausgasse 3 / Bättwilerstrasse 8 /
Klingental 13 («Bichtigerhus»)

Bis heute kennen Kinder Lisa Wengers Bilder mit den Hampelmännern, dem Hampelhund, der Hampelkuh, den fröhlichen und den traurigen Birnen und ihre Verse vom Joggeli, der die Birnen schütteln soll. Doch der Joggeli, ein notorischer Faulenzer, legt sich stattdessen schlapp ins Gras und schaut den Wolken zu. «Es schickt der Her der Joggeli us, / er söll ga Birli schüttle. / Joggeli wott nid Birli schüttle, / d'Birli wei nid falle. / Do schickt de Meischer s Hündli us, / es söll de Joggeli bisse. / Hündli wott nid Joggeli bisse, / Joggeli wott nid Birli schüttle, / Birli wei nid falle.»¹ Auch nach über hundert Jahren ist Lisa Wengers Erzählreim die berühmteste Kettenreaktion der Schweizer Kinderbuchgeschichte und «Joggeli söll ga Birli schüttle!», erstmals 1908 im ungewöhnlichen Querformat erschienen, eines der beliebtesten Bilderbücher der Schweiz und bei kleineren Kindern fast ebenso bekannt wie bei ihren grösseren Geschwistern die als «Wenger-Messer» bekannten, unentbehrlichen Schweizer Taschenmesser. Die Autorin, zu Lebzeiten eine der meistgelesenen Schriftstellerinnen der Schweiz, ist aber weitgehend in Vergessenheit geraten – ganz im Gegensatz zu ihrem ebenfalls schreibenden Schwiegersohn, ihrer als Künstlerin international bedeutenden Grosstochter, ihrem als Schauspieler populären Enkel und ihrem Urenkel, dem Starregisseur ...

Als junge Frau nimmt Lisa Ruutz, die Tochter von Heinrich Ruutz, der einen Manufakturwarenhandel in der Elisabethenstrasse 41 betreibt, und der Pfarrerstochter Elise Haller, einer Nachfahrin von Albrecht von Haller, Malunterricht bei Hans Sandreuter in Basel. Das «schönste Mädchen von Basel»² (so behauptet später ihre Tochter Ruth) studiert Kunst in Paris, Florenz und als eine der wenigen Schülerinnen an der renommierten Düsseldorfer Kunstakademie. An der Zürcher Landesausstellung 1881 werden ihre Bilder gezeigt, und noch im selben Jahr eröffnet die junge Künstlerin in Basel ein Malatelier.

1890 heiratet sie Theodor Wenger, den Sohn des Pfarrers Rudolf Wenger, der die zehn Jahre ältere Lisa Ruutz schon mit 17 Jahren kennengelernt hatte. Doch Theo Wenger hatte auf Geheiss seines «tyrannischen Vaters»³ Theologie studiert, zunächst in Basel, dann vier Jahre lang in den Vereinigten Staaten. Und erst als er dort zum Pfarrer einer Kirchengemeinde in Billings, nahe von Kansas City im US-Bundesstaat Missouri, ernannt worden war und damit endlich ein gesichertes Einkommen erwarten konnte, war er in die Schweiz zurückgekehrt, um Lisa nun endlich

Abb. 35: Lisa Wenger.

zu heiraten. Gemeinsam übersiedeln die Frischgetrauten nach Missouri, doch Theo findet zusehends weniger Gefallen am Pfarramt. Er gibt die Stelle in Billings auf und versucht sich erfolglos als Zündholzfabrikant; schliesslich kehren die Eheleute nach Basel zurück und lassen sich hinter der Barfüsserkirche an der Kaufhausgasse 3 nieder. Theo Wenger steigt in den Tuchhandel seines Schwiegervaters ein, während Lisa zur gleichen Zeit eine Malschule eröffnet und «müssigen Damen Brandmalerei, Aquarelltechnik und das Malen auf Porzellan»⁴ beibringt. Doch Wenger möchte sich von seinem Schwiegervater emanzipieren, und so übernimmt er 1898 die Direktion der Besteckfabrik Paul Boéchat & Cie. in Courtételle im Jura. Diese lässt sich 1900 nach dem Zusammenschluss mit der Basler Besteckfabrik, nun unter dem neuen Namen Schweizer Besteckfabrik, im Nachbarort Delémont nieder. Dorthin übersiedeln Theo und Lisa Wenger, die ihr Atelier in Basel gezwungenermassen aufgibt, noch im selben Jahr. Rasch verzeichnet Direktor Wenger grosse Erfolge. Im Jahr 1901 beginnt man, die schweizerische Armee mit Taschenmessern zu versorgen, das Geschäft floriert.

Die Künstlerin Lisa Wenger langweilt sich als wohlhabende Fabrikdirektorengattin im Jura entsetzlich, und so beginnt die inzwischen 45-Jährige zu schreiben. «Jeden Morgen sass ich nun im winzigen Zimmerchen [...], in dem nichts stand als ein Tisch, ein Stuhl und ein Tintenfass, und schrieb ein Märchen ums andere.»⁵ Zwar verliert Theo Wenger 1905 seinen Direktorenposten, und für kurze Zeit kehrt die Familie nach Basel zurück, doch 1907 kann Theodor Wenger die Coutellerie Suisse erwerben, die von nun an seinen Namen trägt: Wenger & Co. SA. – bis heute sind «Wenger-Messer» ein Exportschlager, wenn auch die Anschläge vom 11. September 2001 die Firma in eine wirtschaftliche Krise gerissen haben, da der so rentable weltweite Verkauf der Taschenmesser in Duty-Free-Shops einbrach, als man die Mitnahme auch kleiner Taschenmesser im Flug-Handgepäck verbot.⁶ 1909 beziehen die Wengers die an einem Nordhang der Jura-Berge gelegene «Villa Solitude», ein herrschaftliches Anwesen mit weitem Blick über Delémont. Man lebt auf grossem Fuss, besitzt zwei Automobile, beschäftigt «drei Dienstboten, einen ständigen Gärtner, Köchin, Zimmermädchen, Chauffeur, Putzfrau, Näherin und eine Waschfrau»⁷. Nicht nur Theo Wenger hat als Geschäftsmann Erfolg, auch die Bücher Lisa Wengers werden von der Kritik freundlich aufgenommen. Hatte sie zunächst Texte in der «Neuen Zürcher Zeitung» und Bücher mit märchenhaften Texten wie «Das blaue Märchenbuch» (1905) veröffentlicht, so entstehen nun Romane und Erzählungen wie «Prüfungen» (1908) und «Die Wunderdoktorin» (1910).

Doch nicht nur die Taschenmesser von Theo und die Bücher von Lisa machen Furore – auch die Nachkommen des Ehepaares reüssieren. Eva, die 1891 geborene älteste Tochter von Theo und Lisa Wenger, heiratet den Hamburger Arzt Erich Oppenheim und schenkt 1913 einer Tochter das Leben, die die Oppenheims nach Gottfried Kellers Meretlein aus dem «Grünen Heinrich» benennen: Meret⁸ wächst im Haus ihrer Grosseltern in Delémont auf, bevor sie 1918 mit ihren Eltern ins südbadische Steinen zieht. 1933 begegnet Meret Oppenheim in Paris Alberto Giacometti und Hans Arp, die sie einladen, im Salon des Surindépendants auszustellen. Sie verkehrt mit den Surrealisten André Breton, Marcel Duchamp und Max Ernst. Mit ihrer Grossmutter

realisiert sie sogar ein gemeinsames Projekt, nämlich das 1935 erschienene SJW-Heft «Aber, aber Kristinli» mit Texten von Lisa Wenger, illustriert von Meret Oppenheim. Und Lisa Wenger erlebt auch noch, wie ihre Enkelin 1936 mit dem Objekt «Frühstück im Pelz», einer pelzbezogenen Kaffeetasse, schlagartig bekannt wird.

Die jüngere der beiden hübschen Wenger-Töchter, die 1897 geborene Ruth, lernt 1919 im Tessin, wo die Familie im Frühjahr die «Casa Costanza» in Carona erworben hat, in der man von nun an regelmässig die Sommermonate verbringt, den 20 Jahre älteren Schriftsteller Hermann Hesse kennen. Hesse, der 1904 mit seinem von Samuel Fischer verlegten Roman «Peter Camenzind» berühmt geworden war, hatte bereits von 1881 bis 1886 als Kind mit seinen Eltern in Basel gelebt, wo der Vater als Lehrer im Missionshaus gearbeitet hatte. 1899 war er dorthin zurückgekehrt, um eine Stelle als Buchhandlungsgehilfe in der Reich'schen Buchhandlung an der Freien Strasse 40 anzutreten, ab 1901 hatte er im Antiquariat Wattenwyl am Pfluggässlein gearbeitet.⁹ 1904–1918 war er mit Maria Bernoulli aus der berühmten Basler Mathematikerdynastie verheiratet gewesen, die – als erste Frau in der Schweiz – in Basel ein eigenes Atelier als selbständige Photographin betrieben hatte. Das Paar war nach Gaienhofen am Bodensee übersiedelt und hatte drei Söhne bekommen, doch Mia war immer depressiver geworden und hatte 1918 schliesslich in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen werden müssen. Im Mai 1919 war Hesse in die «Casa Camuzzi» nach Montagnola gezogen, nordwestlich von Carona gelegen.

Schnell verliebt sich Ruth Wenger in Hermann Hesse, keineswegs zur ungeteilten Freude von Lisa und Theo Wenger. Hesse empfindet zunächst wohl nur Freundschaft, aber keine Liebe für die junge Frau, die «oft nervös, launisch und kindlich»¹⁰ ist, wie Hesse in einem Brief an Lisa Wenger schreibt. Doch Theo Wenger drängt Hesse, das Verhältnis zu Ruth zu legalisieren. Hesse muss nicht nur die Scheidung von seiner ersten Frau vollziehen, er will auch die Frage seiner Staatsangehörigkeit¹¹ regeln – und er zögert auch grundsätzlich, sein «vieljähriges Eremitentum»¹² für Ruth aufzugeben. 1923 stimmt Hesse der Heirat endlich zu, am 11. Januar 1924 wird standesamtlich geheiratet, zwei Wochen später feiert man im kleinen Kreis im Basler Zunfthaus zum «Schlüssel». «Ich tat es gar nicht gern», schreibt Hesse über die Heirat, «und ging zum Standesamt wie zu einer Operation [...]. Ein eigentliches Zusammensein ist zunächst nicht geplant [...].»¹³ Die schon bald unglückliche Ehe wird von Beginn weg auf Distanz geführt: Zunächst logieren beide im Hotel Krafft an der Rheingasse, allerdings in getrennten Zimmern in unterschiedlichen Gebäudeteilen des Hotels; man sieht sich zum Mittagessen, das man gemeinsam mit anderen Hotelgästen – zu denen auch der später populäre Schauspieler Gustav Knuth gehört, der am Stadttheater engagiert ist – im Speisesaal einnimmt. «Da ich nun im selben Haus mit Hesse lebte, und ihn täglich sah, lernte ich seine Launenhaftigkeit kennen. Die Kunst und Tugend der Selbstbeherrschung besass er nur in ganz geringem Masse»¹⁴, wird Ruth später über diese Zeit behaupten. Ab März 1924 lebt Hermann Hesse meist fernab seiner Frau in Montagnola, während diese in Basel weiter ihre Ausbildung zur Sopranistin absolviert, und als er sich Ende 1924 eine Mansardenwohnung an der Lothringerstrasse 7 in Basel nimmt, zieht es seine Ehefrau vor, weiterhin alleine in ihrer gemieteten Drei-Zimmer-Wohnung im Obergeschoss

des Hotels Krafft an der Rheingasse zu logieren. Hesse konzentriert sich auf seine Arbeit und schreibt tagsüber in der Basler Universitätsbibliothek am «Steppenwolf». «Und am Abend erscheine ich dann im Appartement der Frau Hesse, finde irgend etwas zum Abendessen bereit, und dann bringen wir den Abend miteinander zu, in Gesellschaft der Katze, des Hundes und des Papageis Koko [...]. Dann gehe ich im Nachtnebel wieder den Rhein entlang in mein Quartier.»¹⁵

Ende 1924 kehren Lisa und Theo Wenger nach Basel zurück und erwerben das «Bichtigerhus» des Klingental-Klosters, ein gotisches Pfarrhaus aus dem 14. Jahrhundert, das sie – «alles im alten Stil»¹⁶ – umbauen. Ruth Hesse erkrankt 1925 an einer Rippenfellentzündung, die sich zu einer Tuberkulose entwickelt und sie zu einer einjährigen Liegekur in Arosa und Carona zwingt, «ohne einen Ton singen oder einen Schritt gehen zu dürfen»¹⁷, wie Hermann Hesse seinem Neffen berichtet. Nach ihrer Genesung beginnt Ruth Hesse eine Liebesbeziehung mit dem Maler Carl Hofer. Am 15. Oktober 1926 sehen sich Ruth und Hermann Hesse ein vorläufig letztes Mal. Hermann Hesse schreibt seiner Noch-Schwiegermutter, die er nach den Schneckenhäusern, mit denen Lisa Wenger gerne Briefe unterzeichnet, liebevoll «Hüsi» und oft auch «Mama» nennt, am 22. Dezember 1926: «In der Tat ist ja unsre Freundschaft dadurch in Gefahr gekommen, dass ich den grossen Fehler begangen habe, aus dieser Freundschaft eine Verwandtschaft zu machen. Ich glaube nicht, dass diese Verwandtschaft immer bestehen wird [...]. Und ich glaube im Ernst, dass unsre Freundschaft glücklicher und dauerhafter sein wird als unsre Verwandtschaft es war. Das gehört zu meiner Art und meinem Leben, dass ich ein sehr schlechter und ungeeigneter Verwandter, dagegen ein guter und treuer Freund bin. In meinem ganzen Leben hat die Familie keine gute und glückliche Rolle gespielt, während die Freundschaft an erster Stelle stand. [...] Und zu meinen Freunden habe ich Dich, liebes Hüsi, immer im vollen Ernst gerechnet. Ich habe ebenso wie Du darunter gelitten, dass die Verwandlung der Freundschaft in Verwandtschaft unser Verhältnis gestört hat [...]»¹⁸ Auch nach der 1927 erfolgten Scheidung von Ruth bleibt Hermann Hesse, der im selben Jahr den bis heute weltweit erfolgreichen «Steppenwolf» veröffentlicht, mit seiner schriftstellernden Ex-Schwiegermutter befreundet – auch wenn er sich über den «Missbrauch meines Namens»¹⁹ echauffiert, als seine geschiedene Frau weiterhin unter dem Namen Ruth Hesse Konzerte gibt.

Lisa Wenger bewohnt das grosse Haus im Klingental auch nach Theo Wengers Tod 1928 weiter. Viele Künstler- und Literatenfreunde verkehren dort regelmässig, darunter auch die Schriftstellerin Cécile Ines Loos, 1929 durch ihren Roman «Matka Boska» bekannt geworden, die ihr karges Budget damit aufbessert, dass sie die Manuskripte der wesentlich erfolgreicheren Kollegin abtippt. Ruth Hesse liiert sich derweil mit dem deutschen Schauspieler Erich Haußmann, der in etlichen Rollen für die UFA vor der Kamera steht; im Februar 1930 heiraten die beiden und leben ab 1936 in einem Dorf bei Lindau am Bodensee, später im Allgäu. Lisa Wenger, die 1941 stirbt, wird nicht mehr erleben, wie sich ihre beiden Schwiegersöhne entzweien: «Mein Schwager hat uns wahrscheinlich nie verziehen, dass wir Nationalsozialisten waren»²⁰, schreibt Ruth, die nach dem Krieg ebenso wie Erich Haußmann von der französischen Besatzungsarmee neun Monate lang inhaftiert worden ist, 1952 an

Joggeli söll ga Birli schüttle!

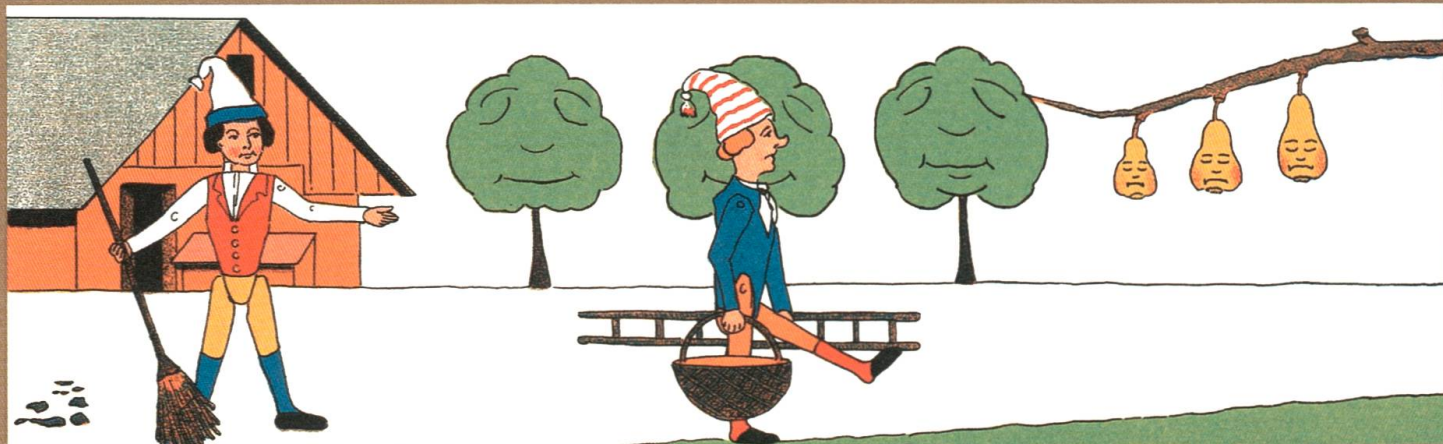


Abb. 36: Umschlagbild von Lisa Wengers berühmtem Kinderbuch «Joggeli söll ga Birli schüttle!»

ihren Exmann Hermann Hesse. Ende 1955 übersiedeln die Haußmanns zusammen mit ihrem Sohn Ezard Amadeus Jasmin in die DDR, wo Erich Haußmann u.a. am renommierten Berliner Ensemble auftritt²¹ und Ezard eine ebenso erfolgreiche Bühnenlaufbahn einschlägt²² wie sein 1959 geborener Sprössling: Lisa Wengers Urenkel Leander Haußmann²³ reüssiert als Schauspielregisseur an deutschen Bühnen und gibt sein Debüt als Opernregisseur mit der Inszenierung von Wolfgang Amadeus Mozarts «Figaros Hochzeit» 1997 am Theater Basel – in der Stadt seiner Vorfahren.

Anmerkungen

- 1 Es existieren – neben einer schriftdeutschen Variante – verschiedene schweizerdeutsche Fassungen des Gedichts mit leichten Abweichungen in der Schreibweise.
- 2 Wenger, Ruth: Meine Liebe und meine Ehe mit Hermann Hesse. – In: Hesse, Hermann: «Liebes Herz!» Briefwechsel mit seiner zweiten Frau Ruth. Hrsg. von Ursula und Volker Michels. Frankfurt am Main 2005, S. 596.
- 3 Wenger, a.a.O., S.596.
- 4 Ebd.
- 5 Wenger, Lisa: Mein Leben. – In: Schweizer Frauen der Tat. 1855–1885. Zürich 1929, S. 78.
- 6 2005 wurde die Firma Wenger von ihrer Konkurrentin Victorinox aufgekauft, die Marke Wenger blieb aber bestehen.
- 7 Hesse, Hermann: «Liebes Herz!» Briefwechsel mit seiner zweiten Frau Ruth. Hrsg. von Ursula und Volker Michels. Frankfurt am Main 2005, S. 15f.
- 8 Meret Oppenheim (6.10.1913 Charlottenburg, heute Berlin – 15.11.1985 Basel) war eine der wichtigsten Vertreterinnen des magischen Surrealismus. Sie heiratete 1949 Wolfgang La Roche und lebte mit ihm bis zu seinem Tod 1967 in Bern. 1974 erhielt sie den Kunstpreis der Stadt Basel, 1982 den grossen Preis der Stadt Berlin. 2003 benannte man ihr zu Ehren die Strasse unter der neuerbauten Passerelle am Bahnhof SBB.

- 9 In dieser Zeit wohnte Hermann Hesse an verschiedenen Orten in Basel: zunächst in einer Mansarde an der Holbeinstrasse 21, die er sich mit dem Architekten Heinrich Jensen teilte, dann an der Mostackerstrasse 10, an der Burgfelderstrasse 12, zuletzt an der St. Alban-Vorstadt 7.
- 10 Brief von Hermann Hesse an Lisa Wenger, Sommer 1920. – Zit. nach: Hesse, Hermann: Gesammelte Briefe. Erster Band: 1895–1921. Frankfurt am Main 1973, S. 455.
- 11 Hesse, von Geburt Bürger von Basel, war in Württemberg naturalisiert worden. Er bemühte sich ab Anfang der 20er Jahre intensiv um die Einbürgerung in die Schweiz und wurde 1924 wieder Schweizer.
- 12 Zit. nach: Hesse, «Liebes Herz!», a.a.O., S. 290.
- 13 Brief von Hermann Hesse an Anny Bodmer, 19.1.1924. – In: Hesse, «Liebes Herz!», a.a.O., S. 389.
- 14 Wenger, Ruth: Meine Liebe und meine Ehe mit Hermann Hesse. – In: Hesse, «Liebes Herz!», a.a.O., S. 622.
- 15 Brief von Hermann Hesse an Alice Leuthold, Dezember 1924. – Zit. nach: Hesse, Hermann: Gesammelte Briefe. Zweiter Band: 1922–1935. Frankfurt am Main 1979, S. 95.
- 16 Wenger, Ruth: Meine Liebe und meine Ehe mit Hermann Hesse. – In: Hesse, «Liebes Herz!», a.a.O., S. 630.
- 17 Brief von Hermann Hesse an Carlo Isenburg, 28.5.1925. – Zit. nach: Hesse, Hermann: Gesammelte Briefe. Zweiter Band: 1922–1935. Frankfurt am Main 1979, S. 111.
- 18 Brief von Hermann Hesse an Lisa Wenger, 22.12.1926. – Zit. nach: Hesse, «Liebes Herz!», a.a.O., S. 545f.
- 19 Brief von Hermann Hesse an Ruth Wenger, 23.2.1928. – Zit. nach: Hesse, «Liebes Herz!», a.a.O., S. 565.
- 20 Brief von Ruth Haußmann an Hermann Hesse, 25.5.1952. – Zit. nach: Hesse, «Liebes Herz!», a.a.O., S. 582.
- 21 Erich Haußmann (13.7.1900 Ulm – 9.9.1984 Berlin) war 1962–1974 Mitglied des Berliner Ensembles.
- 22 Ezard Haußmann (* 10.2.1935 Potsdam) wurde mit Unterstützung Hermann Hesses in einem Schweizer Klosterinternat erzogen, besuchte nach dem Krieg die Hotelfachschule München und arbeitete als Souffleur und Beleuchter am Landestheater Detmold. Nach der Übersiedlung 1956 in die DDR gemeinsam mit seinen Eltern besuchte er die Schauspielschule Ernst Busch in Berlin, spielte zunächst an Provinzbühnen, 1960–1967 am Deutschen Theater Berlin und 1967–1990 an der Berliner Volksbühne. Er gastierte u.a. am Burgtheater Wien, am Schauspielhaus Bochum und wirkte in über 150 Fernsehfilmen mit.
- 23 Leander Haußmann (* 26.6.1959 Quedlinburg) arbeitete zunächst als Schauspieler und Theaterregisseur, u.a. am Deutschen Nationaltheater Weimar und am Bayerischen Staatsschauspiel München, wo er 1993 mit einer Inszenierung von Shakespeares «Romeo und Julia» Aufsehen erregte. 1995–2000 war er Intendant des Schauspielhauses Bochum. Sein Durchbruch als Filmregisseur gelang ihm 2000 mit «Sonnenallee».

Anhang

Abbildungsnachweis

Umschlagvorderseite	Foto unbekannt. Sammlung Carl Christoph Bernoulli, Basel.
Abbildung 1	Foto Louis-Edgar Berger, Basel.
Abbildung 2	Foto © R. Berlau/Hoffmann, Berlin. Archiv Klaus Völker Berlin.
Abbildung 3	Foto © R. Berlau/Hoffmann, Berlin. Archiv Klaus Völker Berlin.
Abbildung 4	Foto picture alliance, Bild 446503
Abbildung 5	Foto unbekannt. Sammlung Carl Christoph Bernoulli, Basel.
Abbildung 6	Foto Roland Keller.
Abbildung 7	Foto Fred Erismann, Bern. Sammlung Thomas Blubacher, Basel.
Abbildung 8	Foto Fred Erismann, Bern. Sammlung Thomas Blubacher, Basel.
Abbildung 9	Foto unbekannt. Sammlung Thomas Blubacher, Basel.
Abbildung 10	Foto unbekannt. Universitätsbibliothek Basel.
Abbildung 11	Foto Bieber, Berlin. Sammlung Thomas Blubacher, Basel.
Abbildung 12	Foto Naumann. Deutsches Bundesarchiv, Bild 183-S01144.
Abbildung 13	Foto unbekannt. Sammlung Carl Christoph Bernoulli, Basel.
Abbildung 14	Foto unbekannt. Sammlung Carl Christoph Bernoulli, Basel.
Abbildung 15	Foto Lukas Ammann, Garching.
Abbildung 16	Foto unbekannt. Privatbesitz Michael Herzog, München.
Abbildung 17	Foto H. Tappe. ullstein bild. Bild 00650307.
Abbildung 18	Foto unbekannt. Deutsches Bundesarchiv, Bild 183-S45809.
Abbildung 19	Foto unbekannt. Didier Hamel: Theo Meier. A Swiss Artist under the Tropics. Jakarta 2007. S. 265.
Abbildung 20	Foto unbekannt. Didier Hamel: Theo Meier. A Swiss Artist under the Tropics. Jakarta 2007. S. 112. Privatsammlung, on loan to the Pacific Asia Museum, Bali.
Abbildung 21	Foto Atelier Binder, Berlin. Sammlung Thomas Blubacher, Basel.
Abbildung 22	Foto unbekannt. Sammlung Roland Widerin, Salzburg.
Abbildung 23	Foto unbekannt. Sammlung Carl Christoph Bernoulli, Basel.
Abbildung 24	Foto unbekannt. Sammlung Thomas Blubacher, Basel.
Abbildung 25	Foto unbekannt. Sammlung Carl Christoph Bernoulli, Basel.
Abbildung 26	Foto Hermann Bunzel. Bauhaus-Archiv Berlin. Inv. Nr. 9184/2.
Abbildung 27	Bauhaus-Archiv Berlin. Inv. Nr. 8017.
Abbildung 28	Hartwig Fischer (Hrsg.): schwitters_arp. Ausstellungskatalog des Kunstmuseums Basel 2004.
Abbildung 29	Foto Kunstmuseum Basel, Martin P. Bühler. Emanuel Hofman-Stiftung, Depositum in der Öffentlichen Kunstsammlung Basel, Kupferstichkabinett. © 2010 Pro Litteris, Zürich.
Abbildung 30	Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bild 10706-6. Mit freundlicher Genehmigung der Heinrich Enrique Beck-Stiftung, Basel.
Abbildung 31	Foto unbekannt. Sammlung Jean Jacques Vaucher, Zürich.
Abbildung 32	Foto unbekannt. Sammlung Jean Jacques Vaucher, Zürich.
Abbildung 33	Foto unbekannt. Schweizerische Theatersammlung, Bern.
Abbildung 34	Foto unbekannt. Schweizerische Theatersammlung, Bern.
Abbildung 35	Foto C. Buser. Universitätsbibliothek Basel.
Abbildung 36	© 2008 Cosmos Verlag, Muri bei Bern.

Wir haben uns bemüht, alle Rechte abzuklären. Sollten weitere Rechtsansprüche bestehen, bitten wir um Mitteilung.

Personenregister

- Abel, Adolf 26
Achard, Marcel 55
Albers, Josef 102
Allégret, Marc 55
Altheer, Paul 53
Amann, Max 37f.
Amery, Carl 67
Ammann, Lukas 54
Andreae, Volkmar 31
Arens, Elias 20
Appia, Adolphe 124
Arnold, Emil 125
Arp, Hans 105f., 108, 117, 132
Aubry, Blanche 19
Bächlin, Peter 55
Balser, Ewald 30, 91
Bantzer, Johanna 20
Bard, Jean 98, 117, 119
Barrault, Jean-Louis 117
Barth, Karl 75
Bauer, Agnes 114
Bauer, Georg 114
Bauer, Hans 32
Bauer, Olga Maria Theresia Gustava
(s. Sternheim, Thea)
Bauer, Richard 114
Bauer, Theo 114
Baum, Vicki 81
Baumbauer, Frank 19, 33
Beaton, Cecil 87
Beck, Enrique (Heinrich) 113f.
Becker, Maria 126
Beckett, Samuel 33
Beese, Lotte 101
Beese, Peter 101
Behan, Brendan 32
Beil, Hermann 33
Benesch, Eduard 117
Benjamin, Walter 59, 66
Benn, Gottfried 40, 112
Berger, Lore 9–12
Berger, Louis-Edgar 9
Berger-Wirz, Louis F. 9
Bergner, Elisabeth 87, 101
Bergner-Meyer, Helene (Lena) 101
Berlau, Ruth 17
Bermann Fischer, Gottfried 72
Bernhard, Rudolf 53
Bernoulli, Alice 43f., 49, 91, 93
Bernoulli, Carl Christoph 50, 89, 94
Bernoulli, Christoph 25, 43, 45, 47–50,
72, 87, 91f., 108
Bernoulli, Emma 91
Bernoulli, Maria 133
Bienek, Horst 67
Binder, Sybille 31
Binswanger, Ludwig 112
Blanc, Anne-Marie 127
Böcklin, Arnold 97
Bonaparte, Napoléon 91
Brandt, Willy 67
Brasseur, Pierre 55
Brechtbühl, Fritz 61
Brecht, Barbara 17
Brecht, Bertolt 15–19, 54, 62, 66, 124, 129
Breitbach, Josef 66
Breton, André 132
Bronnen, Arnolt 40
Bruckner, Ferdinand 124, 129
Brüdern, Gerd 31
Büchner, Georg 123
Bühler, Alfred 83
Burckhardt, Carl Jakob 74
Burckhardt, Hans 80
Burckhardt, Jakob Karl 74, 76
Burkhard, Paul 32, 127
Busch, Adolf 23–27, 74f., 87, 91, 136
Busch, Frieda 23f., 27
Busch, Fritz 24–26
Busch, Hermann 25
Busch, Irene 26
Busch-Vischer, Hedwig 27
Camenisch, Paul 119
Carbonara, Henriette 115
Carola, Edith 120f.
Carossa, Hans 40

Cassirer, Paul 60
 Chaplin, Charlie 81
 Chopin, Frédéric 26
 Chruschtschow, Nikita Sergejewitsch 101
 Claudel, Paul 19
 Clavel-Linder, Alexander 71
 Clavel-Respinger, Alexander 71
 Clavel-Respinger, Fanny 71
 Contro, Anna 24
 Coward, Noël 81, 87
 Crevel, René 114
 Cuvilliés, François d. Ä. 31
 Dalí, Salvador 56
 Dauphin, Claude 55
 Debussy, Claude 128
 Della Casa, Lisa 55
 De Weck, Laura 20
 Dietrich, Marlene 63, 87
 Dix, Otto 79, 81
 Döblin, Alfred 66
 Doktor, Karl 25
 Dorn, Dieter 32
 Duchamp, Marcel 132
 Düggelin, Werner 19, 32
 Duhan, Eva-Maria 7, 29–35, 114
 Duhan, Hans 29, 31, 35
 Dürrenmatt, Friedrich 19, 127
 Dürrenmatt, Lotti 16
 Duse, Eleonora 29, 35, 87
 Ebi, Fritz 61
 Edward, Herzog von Windsor 87
 Egk, Werner 126
 Einstein, Albert 62, 67
 Eisenhower, Dwight D. 91
 Eisner, Kurt 60
 Elias, Buddy 19
 Enescu, Georges 24
 Erhart, Alfred 10
 Ernst, Max 30, 132
 Falckenberg, Otto 91
 Fankhauser, Alfred 11
 Fechter, Rudolf 54
 Feininger, Lyonel 99
 Fernandel 55
 Feuchtwanger, Lion 59, 62, 66
 Feydeau, Georges 32
 Feyder, Jacques 55
 Fischer, Anna 88f.
 Fischer, Edwin 26, 87–90
 Fischer, Eleonora (s. Mendelssohn, Eleonora von)
 Fischer, Otto Wilhelm 31
 Fischer, Samuel 127, 133
 Flake, Otto 40
 Fleißer, Marieluise 66
 Forster, Rudolf 91
 Foy, Gray 94
 Franco, Francisco 101
 Frank, Rudolf 15
 Freud, Sigmund 67
 Frey, Alexander Moritz 37–40
 Frey, Wilhelm 37–40
 Fringeli, Dieter 68
 Frisch, Max 19, 127
 Fröbe, Gert 31
 Fröhlich, Albert 97
 Fuchs, Ernestine Maria 59, 62
 Fugard, Athol 33
 Furtwängler, Wilhelm 26, 87
 Gallinger, Hermann 54
 Gauguin, Paul 79f.
 Geiger, Peter 114
 Geiler, Voli 117
 Giacometti, Alberto 132
 Gide, André 111
 Giehse, Therese 16, 31, 54, 73f., 126f.
 Giesen, Hubert 24
 Gigon, Alfred 72, 75
 Ginsberg, Ernst 16, 126
 Glauser, Friedrich 117
 Gobert, Boy 127
 Goebbels, Joseph 46, 93
 Goethe, Johann Wolfgang von 29, 67
 Goetz, Curt 32
 Goldschmidt, Berthold 114
 Goldschmidt, Ernst 48
 Goldschmidt, Rudolf 48
 Göring, Hermann 43–46, 48
 Gorski, Peter (s. Gründgens-Gorski, Peter)
 Goslar, Lotte 73
 Graf, Herbert 24, 125
 Granach, Alexander 30

Grass, Günter 67
 Gretler, Heinrich 127
 Grillparzer, Franz 123
 Gropius, Walter 99f.
 Grümmer, Paul 26
 Gründgens, Arnold 44
 Gründgens, Gustaf 32, 43–51, 66, 87,
 91, 127
 Gründgens-Gorski, Peter 45, 48, 50
 Guggenheim, Max 53–56
 Guggenheim-Herbort, Ilse 53
 Guggenheim, René 53–56
 Häberlin, Eduard 61
 Hacks, Peter 29
 Hagenbach, Marguerite 106, 108
 Haller, Albrecht von 131
 Haller, Elise 131
 Haller, Hermann 55
 Harlan, Veit 59
 Hartung, Gustav 16
 Haufler, Max 53, 119
 Hauptmann, Gerhart 50, 87
 Hauser, Fritz 61, 125
 Hausmann, Raoul 105
 Haußmann, Erich 134–136
 Haußmann, Ezard 135
 Haußmann, Leander 135f.
 Haußmann, Ruth (s. Wenger, Ruth)
 Havemann, Gustav 25
 Hecht, Jakob 72
 Heinz, Wolfgang 126
 Heltau, Michael 51
 Hemingway, Ernest 117
 Henning, Magnus 73
 Herkert, Natalie (s. Meyer, Natalie)
 Herzog, Eva-Maria 62
 Herzog, Michael 62
 Herzog, Wilhelm 59–63, 75
 Herzog-La Roche, Alice 59, 62
 Heß, Rudolf 76
 Hesse, Hermann 12, 40, 133–136
 Hesse, Ruth (s. Wenger, Ruth)
 Heuberger, Edmund 55
 Heuss, Theodor 60
 Heynen, Barbara 20
 Himmler, Heinrich 48
 Hinkel, Hans 51
 Hirsch, Robert von 23
 Hirschfeld, Kurt 17
 Hirt, Eléonore 55
 Hitler, Adolf 26, 37f., 40, 46, 76, 126
 Höch, Hannah 105
 Hofer, Carl 79, 134
 Hoffmann, Emanuel 106
 Hofmannsthal, Hugo von 123
 Höling, Ann 19
 Hollmann, Hans 32
 Honegger, Arthur 79, 119
 Hoppe, Marianne 45f., 48, 50
 Hörbiger, Attila 30
 Horney, Brigitte 45–47, 50
 Horowitz, Vladimir 91f.
 Hort, Jean 55
 Horváth, Ödön von 32
 Horwitz, Kurt 16, 30, 126
 Hubschmid, Paul 31, 55
 Huisman, Loek 51
 Humm, Rudolf Jakob 11
 Hutter, Josias 56
 Hutton, Barbara 81
 Ibsen, Henrik 32
 Isailovits, Michail 123
 Isolani, Gertrud 67
 Janco, Marcel 56
 Jens, Walter 67
 Jensen, Heinrich 136
 Jessner, Leopold 91
 Jeszenszky, Emmerich von 87, 90
 Jeszenszky, Grace 94
 Joel, Hedwig 72, 74
 Joel, Karl 72, 74
 Jouvét, Louis 117
 Jürgens, Curd 31
 Kaiser, Georg 124, 129
 Kalser, Erwin 31
 Kamber, Peter 121
 Kandinsky, Wassily 99f., 102, 117
 Karter, Egon 19
 Kasics, Ursula 120
 Kästner, Erich 31, 56, 66
 Keller, Gottfried 132
 Kelly, Gene 93

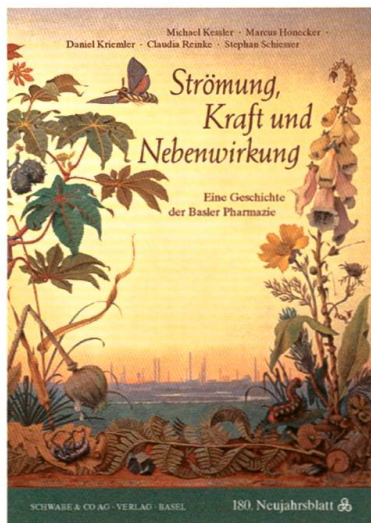
Kern, August 55f.
 Kesten, Gina 66
 Kesten, Hermann 7, 39, 49, 65–68
 Kesten-Warowitz, Toni (s. Warowitz, Toni)
 Kirchner, Ernst Ludwig 117
 Kiveron, Jan 123
 Klee, Felix 102
 Klee, Paul 99, 102
 Kleiber, Otto 39, 73
 Kleist, Heinrich von 33, 60
 Klimt, Gustav 87, 133
 Knuchel, Fritz 15f., 125
 Knuth, Gustav 127, 133
 Kober, Alfred 75
 Kober, Marianne 55
 Koch, Monika 114
 Kokoschka, Oskar 81, 117
 Kolb, Annette 72, 114
 Kosleck, Martin 93
 Krauß, Werner 91, 123
 Krauss, Hansy von 35
 Kreis, Marie-Eve 53, 121
 Kreutzberg, Harald 91f.
 Kronacher, Alwin 126
 Krüger, Horst 66
 Krupp, Friedrich 97
 Laban, Rudolf von 121
 Landshoff, Ruth 114
 Lang, Serge 55
 Langhoff, Wolfgang 31, 117, 126
 La Roche, Alice (s. Herzog-La Roche, Alice)
 La Roche, Emanuel 53
 La Roche, Robert 59, 62
 La Roche, Wolfgang 53f., 135
 Lasker-Schüler, Else 31
 Le Corbusier 117
 Lederer, Walter 35
 Lehár, Franz 29, 32
 Lehmann, Lotte 29, 48
 Lerman, Leo 93
 Leuwen, Ines 111, 114
 Liebermann, Max 79
 Lievi, Cesare 33
 Lichtenberg, Georg Christoph 60
 Lindtberg, Leopold 126f.
 Linsmayer, Charles 12
 Lips, Konrad 54
 Lissitzky, Eliezer 108
 Loos, Cécile Ines 134
 Lorca, Federico Garcia 19, 111, 114
 Lowenfeld, Andreas F. 94
 Löwenstein, Arthur 111
 Ludwig, Carl 31, 72, 112
 Lüscher, Jean-Jacques 23, 27
 Maag, Otto 61, 63
 Maag, Peter 63
 Mann, Erika 73f., 76, 87, 114
 Mann, Heinrich 60, 62, 66
 Mann, Katia 71–73, 114
 Mann, Klaus 43, 45, 48f., 51, 66, 74, 84,
 112, 114, 128
 Mann, Thomas 25, 27, 31, 37–40, 43, 59f.,
 62, 66, 71–75, 114
 Marc, Martha 66
 Marcu, Valeriu 66
 Marton, Jenő 11
 Matisse, Henri 111
 Mead, Margaret 81
 Mehring, Walter 74
 Meier, Leonie 79–84
 Meier, Theo 79–84
 Meier-Zeller, Theodor 79
 Meisel, Alice 50
 Méliès, Georges 55
 Melitz, Leo 124
 Mendelssohn, Angelica von 88
 Mendelssohn, Eleonora von 7, 87–93
 Mendelssohn, Francesco von 24f., 45, 47,
 87, 91–93
 Mendelssohn, Giulietta von 88
 Mendelssohn, Moses 87
 Mendelssohn, Robert von 88
 Meng, Heinrich 75
 Mengel, Johannes 101
 Mengel, Margret 101
 Menuhin, Hephzibah 24
 Menuhin, Marutha 24
 Menuhin, Moshe 24f.
 Menuhin, Yaltah 24
 Menuhin, Yehudi 24, 26
 Merian, Amadeus 97
 Merz, Franz 39, 105

Metzendorf, Georg 97
 Meyenburg, Mariette von 121
 Meyer, Claudia 99
 Meyer, Hannes 97–102
 Meyer, Hans Emil 97
 Meyer, Livia 99, 102
 Meyer, Natalie 99, 101
 Meyer, Romeo 20
 Meyer-Ryser, Emil 97
 Mies van der Rohe, Ludwig 100, 102
 Mnouchkine, Ariane 49
 Moeschlin, Felix 23
 Moissi, Alexander 91, 123, 125
 Molière, Jean-Baptiste 31
 Molnár, Ferenc 31
 Molo, Walter von 40
 Moholy-Nagy, László 108
 Monet, Claude 93
 Mondrian, Pier 108
 Monroe, Marilyn 30
 Moor, Karl 79
 Morath, Walter 117
 Morena, Erna (s. Fuchs, Erenstine Maria)
 Morgenstern, Peter 129
 Moser, Hans 56
 Mozart, Wolfgang Amadeus 123,
 126, 135
 Mudra, I Nyoman 84
 Müller, Albert 119
 Müller, Elisabeth 108
 Müller, Oskar 105, 106, 108
 Müller-Feyen, Carla 63
 Müller-Scheld, Wilhelm 126
 Müller-Widmann, Annie 105f., 108f.
 Münzenberg, Willi 60
 Mulugan, Ni Madé 83
 Murnau, Friedrich Wilhelm 80f.
 Murrell, John 32, 34
 Muschg, Walter 10
 Musil, Robert 106
 Mussolini, Benito 92
 Nebel, Otto 106
 Neher, Caspar 16
 Neudegg, Egon 126f.
 Newman, Paul 30
 Ney, Elly 26
 Nietzsche, Friedrich 49, 75, 112
 Nijinski, Vaslav 112
 Nolde, Emil 79
 Novarro, Ramón 91f.
 Nüsslein, William 32
 Oberer, Walter 19
 Opfliger, Max 79
 Oppenheim, Erich 132
 Oppenheim, Meret 53, 132f., 135
 Oprecht, Emil 31
 Orff, Carl 126
 Ossietzky, Carl von 38
 Otto, Teo 126f.
 Pahlen, Igor 73
 Paletta, Manfred 94
 Palmer, Lilli 118
 Paryla, Karl 126
 Pascal, Stephen 94
 Pegi, Madé 83
 Pellegrini, Adolf Heinrich 23
 Perls, Klaus G. 93
 Peymann, Claus 33
 Picasso, Pablo 111
 Pinter, Harold 67
 Pirandello, Luigi 91
 Plessen, Victor von 81
 Podack, Erich F. 73
 Poelchau, Warner 50
 Porchet, Arthur 55
 Porter, Cole 81
 Prakamsriwong, Phab 83
 Preminger, Otto 29
 Prévert, Jacques 55
 Quadflieg, Will_127
 Quidort, Willy 81
 Rainer, Margrit 117, 127
 Rampinelli, Rita 35
 Rangsit, Sanidh Prayurasakdi 83
 Rasser, Alfred 53, 117, 119
 Rathenau, Walther 87
 Regnier, Charles 115
 Rehfisch, Hans José 60
 Reich-Ranicki, Marcel 67
 Reinhardt, Max 29f., 48, 89, 91f., 123
 Reiss, Kurt 16, 19
 Remarque, Erich Maria 38

Rembrandt 93
 Richter, Hans 55f.
 Rieser, Ferdinand 30f., 126, 129
 Rieser, Marianne 31
 Riess, Curt 50, 115, 127
 Rilke, Rainer Maria 71
 Ripper, Rudolf von 114
 Ritter, Fritz 119
 Ritz-Stern, Johannes 75
 Rolland, Romain 124
 Rosay, Françoise 55
 Rosenthal, Robert 54
 Rossini, Gioacchino Antonio 124
 Roth, Joseph 66
 Rousseau, Jean Jacques 80
 Rubens, Peter Paul 93
 Rudolph, Niels-Peter 32
 Ruutz, Heinrich 131
 Ruutz, Lisa (s. Wenger, Lisa)
 Sacher, Maja 106, 108
 Sacher, Paul 79, 106, 121
 Sahl, Hans 74
 Sandreuter, Hans 131
 Sarasin-Dearth, Dietrich 54–56
 Schaffner, Jakob 79
 Schaudt, Emil 97
 Scheim, Fredy 55
 Scheitlin, Wilfried 127–129
 Scherer, Hermann 119
 Scherer, Victor-Emil 123, 125
 Schickele, René 60, 66
 Schiller, Friedrich 33, 123f.
 Schlager, Ernst 83
 Schleiss, Jügen 49
 Schlemmer, Oskar 100
 Schlömer, Joachim 35
 Schloss, Sybille 73
 Schmalenbach, Hermann 72
 Schnabel, Artur 87
 Schneider, Hermann 11
 Schoop, Trudi 121
 Schuh, Oscar Fritz 127
 Schulthess-Reimann, Paula 73
 Schwabe, Rudolf 62, 73, 106
 Schwarzenbach, Annemarie 74–76, 114
 Schwarzenbach, James 76
 Schwarzenbach-Wille, Renée 76
 Schwarzwald, Eugenie 31
 Schwitters, Ernst 109
 Schwitters, Kurt 105–109
 Seidel, Ida 40
 Sellner, Gustav Rudolf 32
 Serkin, Rudolf 23–26, 74f., 91f.
 Shakespeare, William 44, 90, 128, 136
 Shaw, George Bernard 19, 91
 Siedel, Erhard 31
 Simmel, Johannes Mario 67f.
 Simon, Simone 55
 Simpson, Wallis 87
 Sohn-Rethel, Hans-Joachim 73
 Spaic, Kosta 32
 Spalinger, Adolph 32
 Spiel, Hilde 67
 Spies, Walter 81, 83
 Spillmann, Fred 108
 Spoerri, Daniel 32
 Stadermann, Ursula 50
 Staehelin, John 79f.
 Staehelin, Lucas 93
 Stalin, Josef 60
 Statkus, Horst 32
 Steckel, Leonard 31, 126
 Steffen, Albert 23
 Steinbeck, John 127
 Steiner, Rudolf 55
 Steiner, Sigfrit 55
 Sternheim, Carl 32, 111f., 114f.
 Sternheim, Dorothea 111f., 114
 Sternheim, Thea 111–115
 Steuri, Eduard 123, 125
 Stewart, James 30
 Stickelberger, Emanuel 73
 Stickelberger, Rudolf Emanuel 73f.
 Stokowski, Leopold 81
 Stoll-Hopkins, Jean-Georges 55
 Straus, Oscar 125
 Strauss, Richard 31
 Strawinsky, Igor 79, 124
 Sugandi Gria, Ni Wayan Ani 83
 Sukawati, Cokorda Gde Raka 81
 Sulzbachner, Max 117, 119
 Surava, Peter 117

Tauber, Sophie 105f.
 Tauber, Richard 29
 Thimig, Helene 91
 Thoma, Ludwig 60
 Thurneysen, Eduard 26
 Tobler, Andreas 76
 Tobler, Georg Christoph 49
 Toller, Ernst 66
 Toscanini, Arturo 87, 90f., 93
 Trixner, Heinz 32, 34
 Trösch, Robert 127
 Tschichold, Edith 108
 Tschichold, Jan 106, 108
 Tschichold, Peter 108
 Tschumi, Beatrice 121
 Tzara, Tristan 56
 Ulbrich, Franz 50
 Van der Rohe, Giorgia 102
 Van Gogh, Vincent 93, 111
 Varviso, Silvio 129
 Vaucher, Charles F. 54, 117–121
 Vaucher, Jean-Jacques 54, 117–121
 Vischer, Andreas 27
 Vischer, Benedict 23, 27
 Vischer, Hedwig 27
 Vischer, Henriette 23
 Vischer-Oeri, Gertrud 27
 Vollmoeller, Karl 63, 72
 Vollmoeller, Kurt 59, 63
 Vollmoeller, Robert 63
 Von der Mühl, Elisabeth 62
 Von der Mühl, Hans 74
 Von der Mühl, Theodora 74
 Wagner, Richard 73, 124f.
 Wald, Friedl 16, 20
 Waldstetter, Ruth 73
 Walter, Bruno 29, 31
 Walter, Elsa 31
 Walter, Ruedi 117, 127
 Wälterlin, Lene 123, 127
 Wälterlin, Oskar 15, 32, 55, 123–129
 Warowitz, Toni 66
 Wedekind, Frank 19, 114
 Wedekind, Pamela 112, 114f.
 Wedekind, Tilly 63, 111f., 114
 Weigel, Helene 17
 Wenger, Eva 132
 Wenger, Lisa 7, 131–135
 Wenger, Rudolf 131
 Wenger, Ruth 133f.
 Wenger, Theodor 131–134
 Wenner, Eleonora 20
 Wessang, Silvia 50
 Wessel, Horst 18
 Wessely, Paula 30
 Wetz, Richard 26
 Weyrauch, Wolfgang 66
 Wicki, Berhard 16
 Widmann, Ellen 54, 108
 Widmann, Josef Victor 106
 Widmann, Max 108
 Wilde, Oscar 43
 Wilder, Thornton 127
 Wilhelm II., Kaiser 87
 Wille, Ulrich 74, 76
 Wille, Ulrich (Vater) 76
 Wille-von Bismarck, Clara 76
 Williams, Tennessee 32
 Winter, Margrit 16, 19
 Wittwer, Hans 97f., 100
 Wolf, Friedrich 119, 129
 Wolf, Konrad 119
 Wolf, Markus 119
 Wulff, Katja 117, 121
 Zacharias-Langhans, Erich 45f., 48, 51
 Ziebarth, Ursula 114
 Ziegler, Hilde 68
 Zogg, Adolf 129
 Zuckmayer, Carl 43, 129
 Zühlsdorff, Volkmar von 39

Das Neujahrsblatt der GGG ...



Nr. 180 / 2002

Michael Kessler, Marcus Honecker, Daniel Kriemler,
Claudia Reinke, Stephan Schiesser

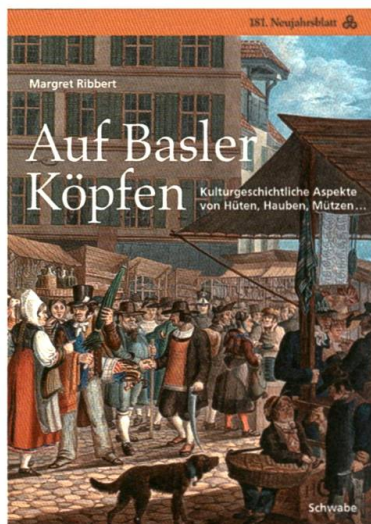
Strömung, Kraft und Nebenwirkung. Eine Geschichte der Basler Pharmazie

192 Seiten mit 93 zumeist farbigen Abbildungen. Broschiert.

Fr. 35.- / € 24.50

ISBN 978-3-7965-1866-9

Es handelt sich um ein mit schmelzend schönen Abbildungen versehenes «Coffee-Table-Book», das eine knappe, aber gut lesbare Pharmaziegeschichte darbietet. Pharmaziehistorische Bibliographie



Nr. 181 / 2003

Margret Ribbert

Auf Basler Köpfen.

Kulturgeschichtliche Aspekte von Hüten, Hauben, Mützen ...

Mit einem Beitrag von Sara Janner

180 Seiten mit 114 zumeist farbigen Abbildungen. Broschiert.

Fr. 35.- / € 24.50

ISBN 978-3-7965-1916-1

*Die Autorin hat sich eines faszinierenden Bereichs der Kleidungs-
geschichte angenommen und präsentiert gewissermassen die totale
Hutgeschichte. Basler Zeitung*



Nr. 182 / 2004

Sabine Sommerer

«Wo einst die schönsten Frauen tanzten ...».

Die Balkenmalereien im «Schönen Haus» in Basel

128 Seiten mit 108 zumeist farbigen Abbildungen und einem

Poster mit allen Balkenmalereien. Broschiert.

Fr. 35.- / € 24.50

ISBN 978-3-7965-2010-5

*Man entdeckt die wunderlichsten Gestalten aus der mittelalterlichen
Vorstellungswelt (...) in gut fasslicher Form bei einem thematisch
breiten Spektrum. Basler Zeitung*

... seit 2001 ...



Nr. 183 / 2005

Katja Zimmer

**in Bökenwise und in tufels hüten.
Fasnacht im mittelalterlichen Basel**

105 Seiten mit 33 zumeist farbigen Abbildungen. Broschiert.

Fr. 35.- / € 24.50

ISBN 978-3-7965-2092-1

Ein teuflisches Vergnügen. Basellandschaftliche Zeitung

Das Buch kommt insgesamt sehr schön und mit fein assortierten Bildern daher. Basler Zeitung



Nr. 184 / 2006

Werner Meyer

Da verfiel Basel überall.

Das Basler Erdbeben von 1356

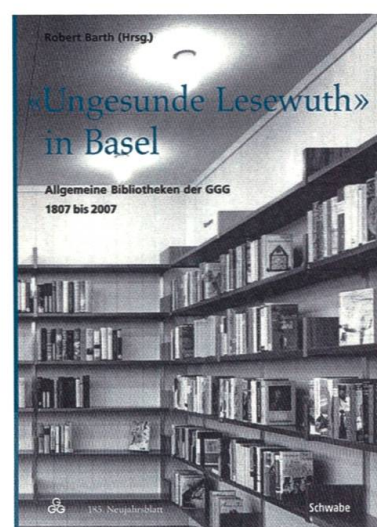
Mit einem geologischen Beitrag von Hans Peter Laubscher.

232 Seiten mit 69 Abbildungen, davon 27 in Farbe. Broschiert.

Fr. 35.- / € 24.50

ISBN 978-3-7965-2196-6

Mit Sicherheit ein Standardwerk. Basler Zeitung



Nr. 185 / 2007

Robert Barth (Hrsg.):

«Ungesunde Lesewuth» in Basel.

Allgemeine Bibliotheken der GGG 1807 bis 2007

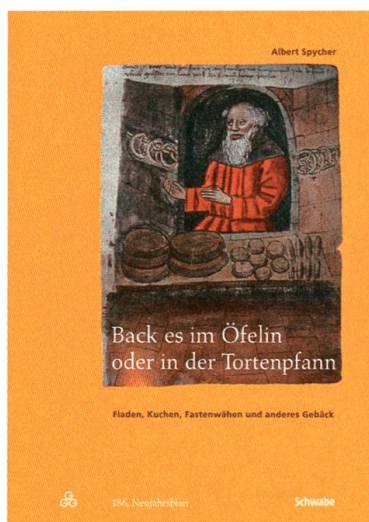
151 Seiten mit 70 zumeist farbigen Abbildungen. Broschiert.

Fr. 35.- / € 24.50

ISBN 978-3-7965-2245-1

*17 Studierende zeichnen als schreibendes Kollektiv,
aber mit unterschiedlicher Handschrift,
die wechselvolle Entwicklung der Bibliotheken auf dem Weg
von alter Lesewut zu neuer Leselust auf. Basler Zeitung*

... im Schwabe Verlag Basel



Nr. 186 / 2008

Albert Spycher

Back es im Öfelin oder in der Tortenpfann

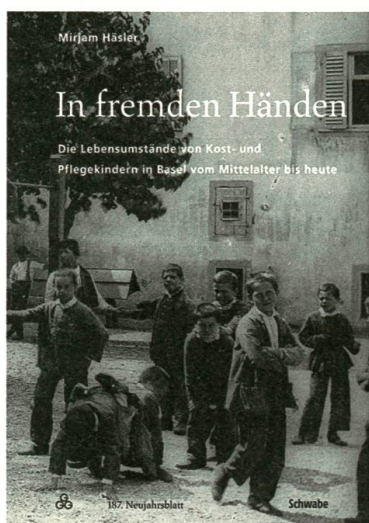
Fladen, Kuchen, Fastenwähen und anderes Gebäck
160 Seiten mit zahlreichen farbigen Abbildungen.

Broschiert.

Fr. 35.- / € 24.50

ISBN 978-3-7965-2383-0

*Ein kulinarischer Streifzug durch fünf Jahrhunderte
Basler Gebäcktradition. Sehr bekömmlich. Basler Zeitung*



Nr. 187 / 2009

Mirjam Häsler

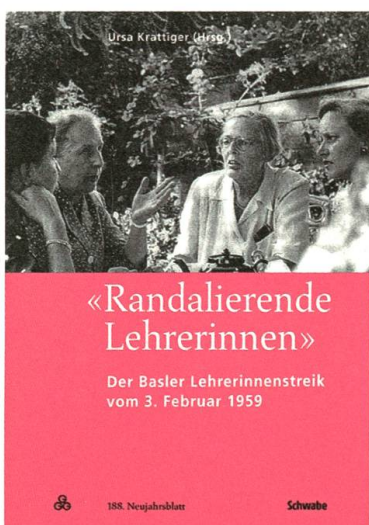
In fremden Händen. Die Lebensumstände von Kost- und Pflegekindern in Basel vom Mittelalter bis heute.

120 Seiten, 56 Abbildungen.

Fr. 35.- / € 24.50

ISBN 978-3-7965-2438-7

Es gelingt der Autorin, aus den reichlich präsentierten Verordnungen, Reglementen und anderen Amtsquellen (nebst eindrucksvollen Fotodokumenten) den Wandel im Basler Pflegekinderwesen anschaulich herauszufiltern, immer im Kontext städtischer Sozial- und Zeitgeschichte. Basler Zeitung



Nr. 188 / 2010

Ursa Krattiger (Hrsg.)

«Randalierende Lehrerinnen».

Der Basler Lehrerinnenstreik vom 3. Februar 1959

224 Seiten, 122 Abbildungen. Broschiert mit CD.

Fr. 35.- / € 24.50

ISBN 978-3-7965-2612-1

Leicht lesbar und zuweilen humorvoll verfasst, wird dieses Kapitel Frauengeschichte zu Recht aus dem Vergessen geholt. FachFrauen Umwelt



Das Signet des 1488 gegründeten Druck- und Verlagshauses Schwabe reicht zurück in die Anfänge der Buchdruckerkunst und stammt aus dem Umkreis von Hans Holbein. Es ist die Druckermarke der Petri; sie illustriert die Bibelstelle Jeremia 23,29: «Ist nicht mein Wort wie Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert?»

«Die Holbeinstrasse, das ist das Europa, das ich liebe. Infolgedessen das Einzige, das ich vermisse», schrieb Eleonora von Mendelssohn kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aus dem New Yorker Exil an ihre Basler Freunde, den Kunsthändler Christoph Bernoulli und seine Frau Alice. Die Erbin eines grossen Namens gehörte ebenso wie der Dadaist Kurt Schwitters, der von der Basler Fasnacht begeisterte Bertolt Brecht oder der für wenige Tage nach Basel emigrierte, dann aber ins «Dritte Reich» zurückgekehrte Theaterintendant Gustaf Gründgens zu den berühmten Besuchern Basels. Thomas Mann hatte hier sogleich das Gefühl, «er bewege sich auf heimischem Boden». Für andere wie den Violinisten Adolf Busch, Eva-Maria Duhan, die Grande Dame des Basler Theaters, oder den Schriftsteller Hermann Kesten wurde Basel tatsächlich zur Heimat – wenn auch nicht immer zur geliebten: «Sobald in dieser reichen, gepflegten und freundlichen Stadt mit ihren wohl ausgestatteten Läden und gutgewaschenen Menschen jemand ein Wort an mich richtet, entsetzt mich das gurgelnde Kauderwelsch, das wie die letzte Flüssigkeit aus einem Syphon herausgepresst wird», klagte Thea Sternheim. Porträtiert werden hier in insgesamt achtzehn Miniaturen, die sich Künstlern des 20. Jahrhunderts widmen, auch gebürtige Basler wie der unrühmlich vertriebene Theaterdirektor Oskar Wälterlin, der vielfältig begabte, aber stets gescheiterte Filmpionier, Autor und Dalí-Epigone René Guggenheim und der nach Bali ausgewanderte Maler Theo Meier.

Mit Porträts von:

Lore Berger, Schriftstellerin | Bertolt Brecht, Schriftsteller | Adolf Busch, Violinist | Eva-Maria Duhan, Schauspielerin | Alexander Moritz Frey, Schriftsteller | Gustaf Gründgens, Schauspieler / Regisseur | René Guggenheim, Filmregisseur | Wilhelm Herzog, Kulturhistoriker / Dramatiker | Hermann Kesten, Schriftsteller | Thomas Mann, Schriftsteller | Theo Meier, Maler | Eleonora von Mendelssohn, Schauspielerin | Hannes Meyer, Architekt | Kurt Schwitters, Maler / Graphiker | Thea Sternheim, Schriftstellerin | Charles Ferdinand Vaucher, Schauspieler / Autor | Oskar Wälterlin, Regisseur | Lisa Wenger, Malerin / Schriftstellerin

Der Autor

Der promovierte Theaterwissenschaftler Thomas Blubacher, 1967 in Basel geboren, ist als Regisseur für Bühnen in der Schweiz, Deutschland, Österreich und den USA tätig. Er publizierte u.a. eine Studie über das Stadttheater Basel 1933–1945 («Befreiung von der Wirklichkeit?», Basel 1995) und eine Doppelbiographie der Geschwister Eleonora und Francesco von Mendelssohn («Gibt es etwas Schöneres als Sehnsucht?», Berlin 2008), war Autor mehrerer Radiofeatures, schrieb für das «Theaterlexikon der Schweiz» (dessen Chefredaktor er 1997–2001 war) und das «Historische Lexikon der Schweiz», für Zeitungen wie den New Yorker «Aufbau», den Berner «Bund» und die «Süddeutsche Zeitung». 2002 war er Writer-in-residence in der Villa Aurora in Pacific Palisades (USA).